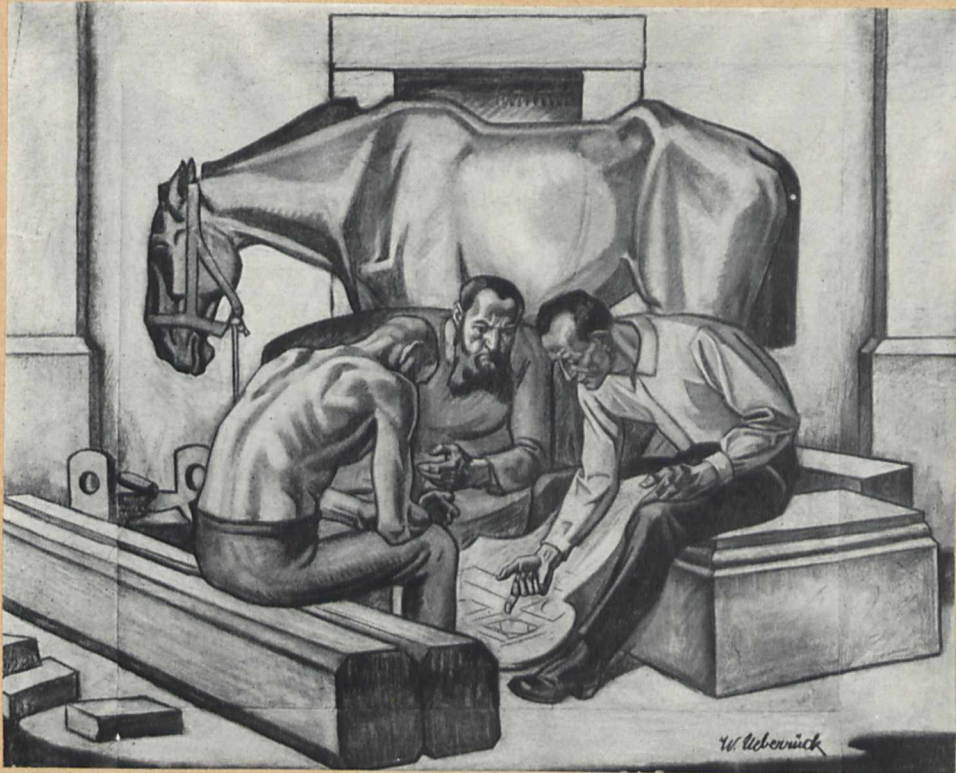


Schlesische Monatshefte



Wilhelm Ueberrück

Erbauer

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Heft 5

Mai 1934

11. Jahrgang

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Jahrgang 11

Nummer 5

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1

Verlag: Gauverlag - NS - Schlesien G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz

Druck und Bildstoffe: Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Inhalt des Maiheftes:

Plastik von Kiumfa: Gauleiter und Oberpräsident Helmuth Brückner

Arthur Jahr: Metallpolierer bin ich

Dr. Weicker: Soldaten der Arbeit

Hans Heise: SA-Männer als Arbeiter

Wilhelm Felber: Hart ist des Bauern Arbeit, und dennoch liebt er sie!

Dr. Wolf Mary: Die Wandbilder in der Gauführerschule Bischofswitz
von Wilhelm Heberried

Erste Rüstwoche des Reichsbundes Volkstum und Heimat

Gustav Erich Goede: Siedeln und Bauernschaften in Schlesien

Kampfbund für Deutsche Kultur

Der schlesische Rundfunk

Oper und Schauspiel

Rundschau: Schlesische Hochschulen — schlesisches Land / Schlesiens
Technische Hochschule an der Wende zum neuen Reich / Schlesische
Bauernwoche 1934 / Bücherschau

Bezugspreis: Vierteljährlich 3 RM. Einzelheft 1 RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Gauverlag - NS - Schlesien, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher 525 55 und 525 50).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): $\frac{1}{2}$ Seite 100. — RM. DA. I. Dj.: 1835.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Berndt, Breslau.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats.



Gauleiter und Oberpräsident Helmuth Brückner
Plastik von Johannes Kiunka

Metallpolierer bin ich

Von Arthur Jahr

Metallpolierer bin ich und sitze auf meinem Schemel vor der Maschine. Die Scheibe surrt und kreischt. Ich habe es mal gewußt, wieviele Umdrehungen sie in der Minute macht, viele tausende sollen es sein. Sie frißt sich mit Gier hinein in das Messingblech, macht es rein, daß man es zum Rasieren als Spiegel nehmen könnte. Meine Hände schaffen wie ein Uhrwerk. Der Treibriemen klatscht den Takt: eins, zwei, drei! Meine Hände greifen in den Kasten links von mir und holen das Arbeitsstück heraus. Dann pressen sie es an die rasende Schwabbel-scheibe und polieren es links und rechts, oben und unten. Grünspan und Löt-wasser verschwinden, und aus dem Schmutz der fettigen Poliermasse schimmert das Messingblech wie gleißendes Gold hervor. Dann lege ich das Arbeitsstück in den Holzkasten rechts von mir.

Das ist meine Arbeit nun seit drei Wochen. Drei Wochen habe ich wieder Arbeit. Und bin so lange, lange ohne Arbeit gewesen. —

Ich bin ein winziges Glied in der großen Fabrik. Wir stellen Fahrradlampen her. Ich arbeite jetzt an den Gehäusen für die Dynamos. Immer in den Wochen, seitdem ich wieder Arbeit habe, muß ich daran denken, wieviel Tausende von Dynamos ich schon fertigstellen half. Abends, wenn jemand mit surrendem Dynamo mit dem Rad an mir vorbeifährt, kann ich glauben, daß ich an der Lampe gearbeitet habe.

Man muß flink bei der Arbeit sein, um etwas zu verdienen. Aber ich habe kein „Sauerkraut“, wie unser Sachausdruck für die schlechte Arbeit lautet: ich habe gute Arbeit. Wie das flutscht heute! Jeder Handgriff ist in Fleisch und Blut übergegangen. Ich könnte die Arbeit mit geschlossenen Augen machen, aber dann könnte es mir passieren, daß die Scheibe mir das Arbeitsstück aus der Hand reißt und es krachend in den Lüftungskanal hineinschleudert. Oder es mir auf die Hände schmettert. Die Maschine macht viele Tausende von Umdrehungen in der Minute. Aber man kann sinnieren bei Affordarbeit. Und heute früh purzeln die Gedanken durch meinen Kopf, sie schwirren noch geschwinder als die Scheibe meiner Maschine.

Ich bin aufgeregt, ich bin unruhig. Die Stunden sollen vergehen, damit bald Feierabend wird. Herrgott nein — sie sollen nicht so schnell vergehen. Ich habe doch Affordarbeit, ich bin Gefangener der Zeit, ich will verdienen, will schaffen, schaffen! Ich brauche Geld! Jahrelang ohne Arbeit — und jetzt muß ich bald für drei arbeiten.

Das ist meine Unruhe. Gestern spät am Abend habe ich Else in die Frauenklinik gebracht. Wir werden bald ein Kind haben. Vielleicht ist es schon da. Ich fluche leise: zum Kuckuck nochmal, wenn nur bald die Kontoristen kämen, damit man mal telefonieren könnte. Sie kommen erst um acht. Ich kann nicht verlangen, daß sie wegen mir eine Stunde früher zu arbeiten anfangen.

Ich habe es heute früh verschlafen. Else fehlt mir schon am ersten Tage. Sie hat sonst immer den Wecker aufgezogen. Ich habe es vergessen. Ich war zu aufgereggt, als ich um Mitternacht nach Hause kam. Wie wird sie die Geburt überstehen? Die Nachbarn haben Else so viel unnötiges Zeug erzählt, von schweren Geburten, von Tod und Unheil.

Der Teufel hole die wohlmeinenden Frauen.

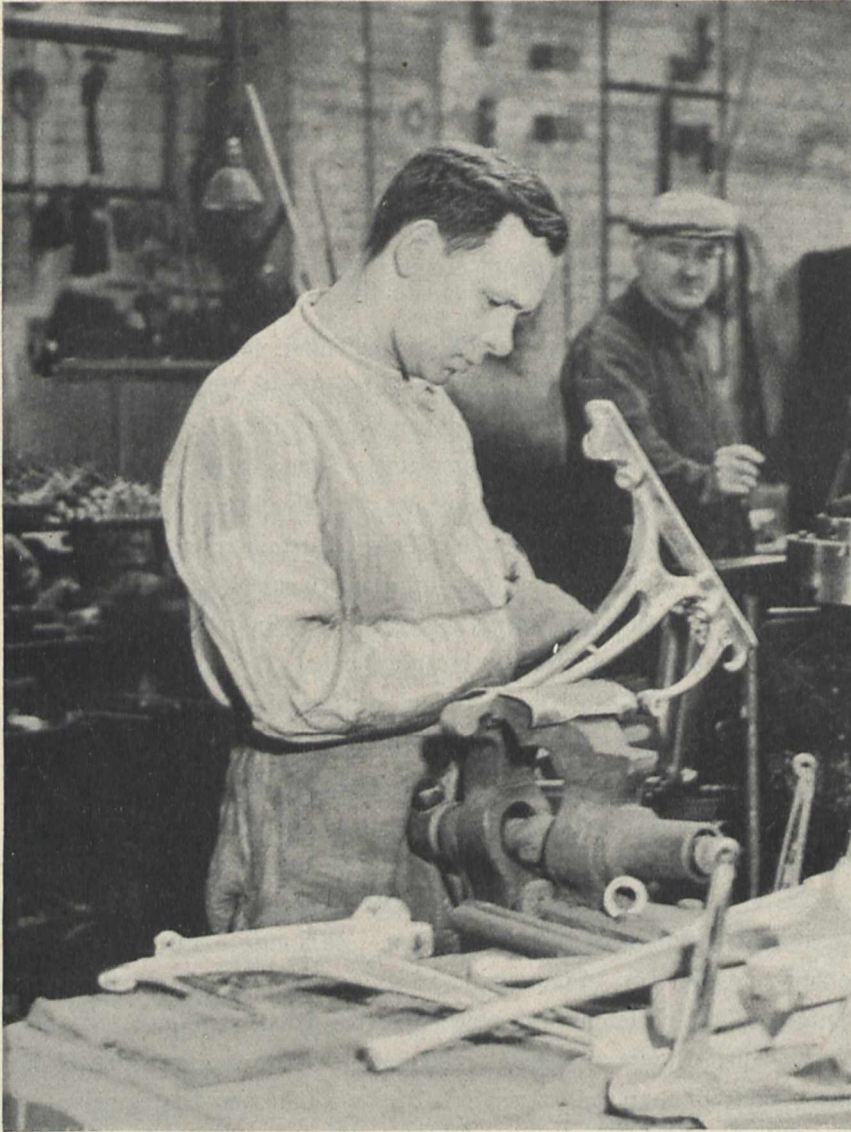
Arme Else, du hast tapfer ausgehalten, als wir dich im Krankenauto zur Klinik brachten. Dann aber, als du mir die Hand zum Abschied gabst, perlte dir eine Träne über das blasse Gesicht. Wie weit ist es nun? Hast du es überstanden?

Wir haben in dem weißlackierten Wagen gegessen. Die Milchglasfenster waren geschlossen, nur bei einem war ein Schliß geöffnet. Draußen in der Nacht huschten dunkle Bäume vorbei. Der Motor brummte, draußen klingelten die letzten Straßenbahnen vorbei, ach, zu bald waren wir da. Immer mußte ich während der Fahrt daran denken, wieviele Schwerkranke, Schwerverletzte oder gar schon Sterbende auf der Pritsche gelegen hatten, auf der wir beide saßen. Ich sah immer nur Blut vor mir, zähes, rotes Blut. Else sprach wenig, die Wehen überkamen sie, der holpernde Wagen quälte sie. Sie biß die Zähne zusammen, ihr Herz schlug gegen meine fürsorgliche Hand. Beide haben wir immer nach dem Klingelknopf geblickt, von dem der Fahrer uns beim Einsteigen gesagt hatte, wir sollten darauf drücken, falls es notwendig sei. Und immer, wenn Else schmerzlich das Gesicht verzog, wollte ich auf den Knopf drücken, weil ich glaubte, es sei so weit.

Dann, meine Else, hat dich der Arzt in seine Obhut genommen, hat dir die Hand gedrückt und dir Mut zugesprochen. Ich habe dir lange nachgesehen, lange, lange.

An der Ecke des langen Gangs hast du dich noch einmal umgewendet, ehe du deinen gesegneten Leib weiterschlepptest. Und du hast mir zugewinkt — und dann nahm dich wieder einer der vielen Gänge auf. Einige Augenblicke noch sah ich deinen gespenstischen Schatten an der weißgetünchten Wand und auf dem linoleumbelegten Fußboden entlangschweben. Mir war jämmerlich zumute. Dann trottete ich gedankenschwer zurück ins Pförtnerhaus. Sie fragten mir fast die Seele aus dem Leibe: wegen Krankenkasse, Wohlfahrtsamt und vielen anderen Dingen. Meine Gedanken waren bei dir, arme, geplagte Else. Als sie mich nach meinem Geburtstag fragten, habe ich für einen Augenblick gestoßt. Rauh lachte ich dann auf. Komisch! Wie kann man den Tag vergessen. — Spät kam ich heim. Wenige Laternen leuchteten in den nächtlichen Straßen. Keine Straßenbahn fuhr mehr. Eine Kraftdroschke wäre sündhaft teuer gewesen. Nein, nein. Wenn ich auch sterbensmüde war, ich wollte laufen, ich wollte allein sein in dieser stillen Nacht. Was konnte ich nicht alles für das Geld kaufen: alles, was Else gern essen mochte — und was wir so selten kaufen konnten, als sie schwanger war und ich noch stempeln ging. Wenn ich das erstemal hinaus darf, werde ich alles, alles ihr mitbringen: Bananen, Mohrenköpfe mit Nougat gefüllt, Quarkkuchen und Pflaumenkuchen. Schade, daß es jetzt keine Erdbeeren gibt, damals hättest du so gerne welche gegessen, aber wir hatten kein Geld. Ich werde morgen in die Stadt gehen in eins der teuren Feinkostgeschäfte, vielleicht haben die schon welche. —

Meine Maschine surrt weiter, die Lampen löschen aus; es ist Tag geworden. Andauernd blicken meine Augen nach der Uhr. Es fehlen immer noch zwanzig Minuten an acht. Ich friere fast die Wut. Hätte ich doch heute morgen den Kerl aus der Telefonzelle geworfen, als ich trotz meiner Hast noch die Klinik anrufen wollte, ob Else schon entbunden habe! Aber der Mann ging



An der
surrenden Polierscheibe

Aufn. Stegemann

nicht aus dem Glaskasten, er schien ein verliebtes Gespräch zu führen. Ich aber mußte zur Fabrik, sonst wäre ich noch später gekommen. Ich habe ohnehin die Stechkarte schon mit roter Schrift gestempelt.

Immer noch zwanzig Minuten. Wie langsam vergeht die Zeit, wenn einen die Ungewißheit nicht zur Ruhe kommen läßt. Die Minuten schleichen. Man sollte doch mal nach vorn ins Kontor gehen. Vielleicht ist der alte Schröter schon da; er kommt meist etwas früher. Vielleicht läßt der mich an die Strippe, er wird keine Angst haben, daß ich seinen Geldschrank ausräume. Aber nein! Der ist doch krank, der kommt doch heute gar nicht zur Arbeit.

Ob ich nicht mal hinausgehe, nebenan in das Kolonialwarengeschäft? Aber nein, das geht wieder nicht. Ich bin ja schmutziger als ein Essentehrer. Die Leute würden auf der Straße lachen und die Kinder mir nachlaufen. Der Besitzer würde mich nicht an den Apparat lassen, weil er

befürchten müßte, daß ich den Poliererdreß aus Versehen in sein Gurkenfaß fallen lasse. Höchstens wenn ich einen Kasten Bier kaufe, würde er mich freundlichst an sein Telefon geleiten. Aber dazu habe ich heute keine Lust und keine Zeit. Ist alles vorbei und alles in Butter, dann werde ich aus Freude bestimmt noch eine Lage Bier für die Kollegen schmeißen. Übrigens, wenn ich mich umziehen wollte, um zum Krämer zu gehen, würde ich vor acht Uhr auch nicht fertig. Also warte ich auf die Büroschwengel.

Die paar Minuten? Nur noch ein Viertelstündchen. Derrückt ist das! Auf der einen Seite wünsche ich, daß die Zeit eilen soll. Wenn ich aber an den Afford denke, möchte ich sie festhalten. Verflucht, ich habe ja noch nichts verdient, ich habe heute noch nicht mal den Stundenlohn erreicht! Die Arbeit flutscht nicht, ich merke es. Andere Gedanken gehen mir im Kopf herum; die sind mir wichtiger. Der Teufel mag die Arbeit holen, bis zum Feierabend werde ich ja doch nicht arbeiten. Oft in den vergangenen Zeiten, als Else noch nicht schwanger war, hatte sie sehnsüchtig vor den Schaufenstern gestanden. Hatte sich zierliche Kinderwäsche und buntlackierte Kinderwagen angegesehen und dann geseufzt: Ach, wenn wir doch auch ein Kind hätten!

Keine Kinder zu haben ist Strafe. Wir haben nach dem Kinde gehungert. Else hat damals oft die Kinder von Bekannten eingeladen. Hat sie bewirtet und beschenkt. Sie hat fremde Kinder ausgefahren — und nachher war sie immer so traurig.

Das wird nun vorbei sein. Wir werden selbst ein Kind haben, ein Wesen, das über uns selbst hinauswächst. Ich habe mir schon vorgenommen: ist es ein Junge, so werden wir ihn Selig taufen. Das heißt: der Glückliche. Viel Glück soll er im Leben haben. —

Endlich! Vorbei mit den Grübeleien. Es ist acht Uhr. Wie unsinnig stürme ich nach dem Büro. Die Freunde lachen hinter mir. Ich wühle lange in dem blöden Telefonbuch. Das hätte ich mir sparen können. Reiß den Hörer herunter. Schreie hinein, frage an, ob meine Frau schon entbunden hat. —

Eine ruhige Frauenstimme antwortet: „Ihre Frau hat heute früh um sechs entbunden. Mutter und Kind sind wohl!“ — — —

Sie redet noch weiter. Ich schmeiße den Hörer klirrend wieder hin.

Springe den Meister an: „Ich brauche einen Passierschein! Muß sofort in die Klinik!“ Der schüttelt den Kopf und reicht mir umständlich den bekratzelten Zettel.

Die Freunde rufen im Chor: „Was ist es denn? Junge oder Mädchen?“

Verdanzig, das zu fragen habe ich vergessen. Werde ich schon noch erfahren. Sie lachen hinter mir: „Der hat den Durchfall der jungen Ehemänner.“

Draußen läuten irgendwo die Glocken. Mir ist so feierlich zumute. Afford der Freude. Ich könnte es jedem auf der Straße sagen, wie glücklich ich bin.

Heute wird nicht gearbeitet, ich habe andern Afford.

Ich nehme ein Auto, mag es kosten, was es will. Vor dem feinen Lebensmittelgeschäft lasse ich halten, und auch vor dem Blumengeschäft. Rote Rosen werde ich kaufen. Einen großen Strauß will ich ihr mitnehmen.

Ich dehne mich wohligh im Polster des Autos. Die Welt ist heute so lieb. Durch die Luft geht Ahnen und Verheißung. In mir ist Sonntag. Der Motor hämmert. Schneller, schneller! Uns ist ein Kindlein heut gebor'n.

Soldaten der Arbeit

Von Oberstfeldmeister Dr. Weicker, Gaufchulungsleiter im Arbeitsgau 11

Hammer und Hacke und Spaten und Schaufel
sind unsre Zukunft, sind unsre Kraft!

In den Ostertagen eroberte der Arbeitsdienst Breslau. In gewaltigem achttägigen Ansturm erfaßte die große Arbeitsdienstaussstellung in der Jahrhunderthalle weit mehr als 100 000 Menschen. Zweierlei ist besonders beachtenswert, wenn man nach dem Erfolg der Ausstellung des Mittelschlesischen Arbeitsdienstes fragt:

1. Die gesamte Bevölkerung erfuhr sehr deutlich, welche Kraft und welcher kämpferischer Wille in dieser jüngsten Organisation der Partei steckt. Man weiß es jetzt: der Arbeitsdienst marschiert und ist nicht mehr hinwegzudenken aus dem Leben unseres Volkes!
2. Die Bevölkerung verspürt schon rein gefühlsmäßig die Bedeutung und die Notwendigkeit des Arbeitsdienstes als Erziehungsschule unseres Volkes zum praktischen Nationalsozialismus.

Der Arbeitsdienst arbeitete bisher still und ohne hervorzutreten fern der Großstädte und Ortschaften am deutschen Boden. Wo er nicht gerade eingesetzt war, wußte man herzlich wenig von ihm. Die große Arbeitsdienstaussstellung war notwendig, um hier Wandel zu schaffen. Sie blieb immerhin ein Wagnis, und gleich die Jahrhunderthalle zu nehmen, erschien geradezu vermessen.

Aber dann kam die Eröffnung durch Gauleiter und Oberpräsident Helmuth Brückner. Sie wurde zu einer eindrucksvollen Kundgebung für den Arbeitsdienstgedanken und fand stärksten Widerhall. Tausende und Tausende strömten Tag für Tag zur Ausstellung hinaus. Die Polizei mußte die Pforten schließen lassen, weil der Andrang zu stark wurde. Die Sonderveranstaltungen, die täglich von andern Gruppen und Abteilungen geboten wurden, wiesen nachmittags wie abends, vom ersten bis zum letzten Tage, Besucherzahlen auf, wie es sonst nicht einmal bei den zugkräftigsten Veranstaltungen der Fall zu sein pflegt. An jedem Tage marschierten andere Kolonnen durch die Straßen Breslaus hinaus zur Jahrhunderthalle. Und die Breslauer zogen begeistert mit. Alle spürten es: Der Arbeitsdienst marschiert!

*

Taten braucht unser deutsches Land,
Worte genug sind gefallen!

Noch vor einem Jahre gab es keinen einheitlich organisierten Arbeitsdienst. Hunderte von Dienstträger-Organisationen hatten 1932 Arbeitsdienstlager aufgezo-gen. Zuerst verschwanden die marxistischen Lager, die vom nationalsozialistischen Arbeitsdienst übernommen wurden. Aber eine Vielheit von Dienstträgern gab dem ganzen Arbeitsdienst noch lange das uneinheitliche, verschwommene Gepräge. Erst seit August 1933 konnte der zielklare, einheitliche Aufbau des Arbeitsdienstes durchgeführt werden, als der Arbeitsdienst der NSDAP, als der einzigen Dienstträger-Organisation die Führung übernahm. Mit Riesenschritten ging es jetzt vorwärts. Die sogenannten „Offenen Lager“ verschwanden restlos, die vielen kleinen und kleinsten Lagerchen wurden aufgelöst oder zu größeren Abteilungen zusammengefaßt. Die kleinste selbständige Einheit wurde die Abteilung mit etwa 200 Mann, mehrere Abteilungen bildeten eine Arbeitsgruppe und je 5 bis 7 Gruppen wurden zu einem Gau zusammengefaßt. Schlesien gliedert sich in die drei Arbeitsgaue Nieder-, Mittel- und Oberschlesien.

Aber nicht nur im organisatorischen Aufbau wurde Schluß gemacht mit all den Zufälligkeiten, die den Arbeitsdienst von früher kennzeichnen. Überall zeigten sich jetzt die klaren Linien. Die Erstellung der Arbeitsmaßnahmen, die Planung erfolgte nach großen volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten; die Verwaltung arbeitete nach einheitlichen Haushaltsanordnungen des Reiches; der Unzulänglichkeit der Unterkünfte und der Bekleidung wurde mit äußerster Gewaltanstrengung ein Ende gemacht. Überall wurden die Grundlagen geschaffen, die die Voraussetzungen dafür sind, daß der Arbeitsdienst die ihm gestellten Aufgaben erfüllen kann. Und acht Monate später marschiert der Arbeitsdienst in Breslau und stellt eine Ausstellung hin, die weit über Schlesiens Grenzen stärkste Beachtung und Anerkennung findet!

*

Wir arbeiten nicht nur mit Hacke und Spaten, wir bauen nicht nur neue Straßen und verbessern den deutschen Boden — wir tragen auch eine neue Gesinnung ins Land!



Das Sinnbild der Arbeitsschlacht

Aufn.: Kretschmer

Man braucht nichts Näheres über den Arbeitsdienst zu wissen. Wenn man die umfassende Modellschau der Arbeitsmaßnahmen und Unterkünfte auf der Arbeitsdienst-Ausstellung nicht nur ganz oberflächlich angesehen hat, dann spürt man von selber, was der Arbeitsdienst will, und was er sein soll. Daß an all diesen Maßnahmen gearbeitet werden muß, Tag für Tag, auch bei unfreundlichem Wetter, an kalten genau so wie an heißen Tagen, wird jedem von vornherein klar sein. Daß jeder mit Spaten und Hacke herankommt, der Student ebenso wie der Arbeiter, ist genau so selbstverständlich. Auch kann sich jeder selbst sagen, daß eine Arbeitsleistung erreicht werden muß, denn sonst würde niemand die Arbeiten vom freiwilligen Arbeitsdienst ausführen lassen. Woher die Arbeitsdienstwilligen auch kommen mögen, hier lernen sie die Arbeit, die nicht bezahlt wird, von einer neuen Seite aus sehen. Sie erkennen gar bald, daß es niemals darauf ankommt, was man arbeitet, sondern einzig und allein, wie man arbeitet. Danach wird der Wert eines Menschen gemessen, und darin liegt die Ehre der Arbeit. Und je stärker der Sinn der Arbeit erkannt wird — und im Arbeitsdienst geht

es eigentlich immer nur um die Erringung der deutschen Brotfreiheit — desto stärker wird die Arbeitsfreude sein und die Bereitschaft, sich ganz für dieses große Kampfziel unseres Volkes einzusetzen. Und wenn man an die Unterkünfte des Arbeitsdienstes denkt, kann man sich ohne große Überlegung sagen, daß dieses enge Gemeinschaftsleben der auf das praktische Leben angewandte Sozialismus der Tat sein muß. Ob es sich um Schlösser, Baracken oder Fabriken handelt, überall leben 200 Menschen Tag für Tag auf Monate hinaus in enger Gemeinschaft zusammen. Man braucht auch über dieses Gemeinschaftsleben nichts Näheres zu wissen, das eine kann man sich sofort sagen: Extrawürste werden hier für niemand gebraten. Es kann nur einer wie der andere behandelt werden. Vorrechte des Standes und der Geburt gibt es nicht. Dies Gemeinschaftsleben verlangt täglich Zurückstellung des eigenen Ich, bedeutet ständig Verzicht auf mancherlei Wünsche und Gewohnheiten und restlose Eingliederungsbereitschaft in die Gemeinschaft des Ganzen. Im Arbeitsdienst wird der Sozialismus ganz einfach gelebt. Die Gemeinschaft verlangt es, und die Kameradschaft erzwingt es nötigenfalls.

In diesem Gemeinschaftsleben und in dieser Arbeit am deutschen Boden liegt die einzigartige Bedeutung des Arbeitsdienstes als Erziehungsschule zu nationalsozialistischer Haltung und zur wirklichen Volksgemeinschaft. Es ist daher notwendig, daß die gesamte deutsche Jugend, und damit das ganze deutsche Volk, durch diese Erziehungsschule hindurchgeht. Darum brauchen wir die allgemeine Arbeitsdienstpflicht, und darum ist es so ungeheuer wichtig, daß der Arbeitsdienst zu einer Herzenssache unseres ganzen Volkes wird. *

Weh dem, der uns den Glauben raubt!
Die Jugend steht, die Jugend glaubt!



Gauleiter Brückner und Gau-Arbeitsführer Arndt auf dem Wege zur Ausstellungs-Eröffnung Aufn.: Bretschmer



Überall packt der Arbeitsdienst kräftig zu

Noch eins sei besonders hervorgehoben: Jeder einzelne, der durch die Ausstellung hindurchgegangen ist, kam einfach nicht heraus aus dem Staunen über die vielfältigen Kräfte und Talente, die in unserer Jugend verborgen sind. Man sah nicht nur, mit wieviel Sorgfalt, Liebe und Geduld hier gearbeitet wurde, man erkannte auch, wieviel Können, wieviel schöpferische Kraft sich in diesen Arbeiten offenbarte. Ob es sich um Ausstellungsstücke handelte, an denen viele gearbeitet hatten: um ein Segelflugzeug, um eine Relieffkarte, ein großes Modell, oder ob es sich um Einzelarbeiten handelte: um Metall- oder Holzarbeiten, um Gemälde oder sonst etwas, immer wieder wurde es einem klar, daß man nur einen Gedanken in die Jugend hineinzuwerfen braucht, der sie zu begeistern vermag, um die vielfältigen Anlagen und Kräfte zu wecken, die in unserer Jugend vorhanden sind. Die mannigfaltigen Veranstaltungen des Nachmittags und des Abends bewiesen dasselbe. Niemals sind es nur einzelne wenige, besonders Begabte gewesen: 100, 200, 500 Jungens wirkten an den einzelnen Darbietungen mit, und immer waren es andere Abteilungen und andere Gruppen. Niemand kann nach dieser Ausstellung mehr behaupten, daß der Arbeitsdienst nicht die Kräfte habe, die so etwas machen könnten. Die Kräfte sind da, überall in unserer Jugend, sie müssen nur geweckt werden, sie bedürfen nur der Führung! Und sie müssen von sich aus bereit sein und sich begeistern können. Solch eine Ausstellung mit allem, was dazu gehört, kann nicht mit Zwang durchgeführt werden. Sie war nur möglich durch die bereitwillige Einsatzfreudigkeit jedes einzelnen. So ist diese große Arbeitsdienst-Ausstellung der beste Beweis für den Geist, der im Arbeitsdienst lebt. So wird sie der sichtbare Ausdruck für das Vertrauensverhältnis, das im Arbeitsdienst zwischen Führung und Gefolgschaft herrscht. Die Jugend braucht Führung, sie will geführt sein, aber sie will eine Führung, an die sie glauben kann. Dann ist sie unüberwindlich, dann ist der Sieg unser!

SA.-Männer als Arbeiter

Von Hans Heise

In einer Bauhütte der Reichsautobahnen, während der Frühstückspause, erkläre ich meinen Arbeitskameraden, daß ich Schriftsteller bin und noch nie solche harte Arbeit getan habe. Daß ich das Leben des deutschen Arbeiters im neuen Staat genau kennen lernen will. Sie nickten eifrig mit den Köpfen. Sie haben mich begriffen. Auf einen Schlag habe ich durch meine Offenheit ihre Zuneigung errungen.

Ich arbeite wie sie. Aber während der ersten Tage ist die ungewohnte schwere körperliche Arbeit verdammt anstrengend. Kein Wunder. Auch die Arbeiter wissen es. Und nun erlebe ich, ohne daß das Wort Kameradschaft auch nur ein einziges Mal fällt, den wahren Geist echter Kameradschaft, wie er in der SA. herrscht; denn unsere Arbeiter sind ja zu über neunzig Prozent SA.-Leute. Jeder will mir helfen, sagt: „Du kannst das doch noch nicht so schnell wie wir, das ist auch kein Wunder, bist es ja nicht gewöhnt.“ — „Wir helfen dir, wenn du nicht mehr kannst. Wenn du zu müde bist, dann hörst du einfach auf. Dein Nebenmann wird dann schon für dich einspringen. Sollst sehen, keine acht Tage, dann bringst du es genau so gut wie wir.“

Eines Morgens während der Frühstückspause gehen wir in die Bauhütte, um unser Brot zu verzehren. Eng gedrängt, Mann an Mann, sitzen wir auf den Holzbänken an den langen Tischen, auf denen die Rucksäcke und Aktentaschen liegen, in denen die Arbeiter ihr Essen mitbringen. Mein Frühstück ist fort. Ich beginne zu suchen. Die anderen werden unruhig und helfen mir, alles wird durcheinander geframt, aber mein Frühstückspaket ist und bleibt verschwunden. Zunächst peinliches Schweigen. Schließlich sagt jemand: „Einer aus der Kolonne, die vorher hier gefrühstückt hat, wird es gegessen haben!“

Das ist einleuchtend, ist anzunehmen.

„Geh' doch mal nunner und frag', wer es gegessen hat!“ rät jemand. Geschimpfe. „Du bist ja verrückt“, heißt es. „Von dem, der das Brot mit aufgegessen hat, wird er es gerade erfahren.“ Natürlich wird sich der Mann nicht melden. Das ist uns allen klar. Und plötzlich, ohne daß ich etwas gesagt hätte, bieten sie mir alle von ihrem Brot an. „Da, Kamerad, nimm doch! Iß doch!“ Ich nehme das Brot, das der alte Willi mir hinschiebt. Er war im Kriege wie ich. Manchmal reden wir von den Zeiten. Willi ist schon lange in der SA. Im Kriege hat er einen Lungenschuß bekommen, war lange arbeitslos, zu Hause hat er Frau und sechs Kinder. Aber ich nehme doch das Brot vom alten Willi an, gerade von ihm; denn ich weiß, er würde es als Kränkung auffassen, wenn ich es ihm abschläge. Wir stehen zusammen bei der Arbeit an dem gleichen Platz. Er hat mir alle Handgriffe gezeigt, die ich nicht kannte, und glaubt, ein besonderes Recht darauf zu haben, daß ich von ihm Frühstück annehme.

Während der Arbeit findet man immer noch Zeit zum Schwätzen. Dann gehen die Gespräche in der Hauptsache um den Sturm. Das ist nur natürlich; denn der Sturm hat ihr Vertrauen, er gibt ihnen Halt und Rückgrat.

Ich sehe sehr bald, daß alle Leute fleißig und willig sind. Sie freuen sich, wieder Arbeit zu haben, wissen auch, daß sie dies Glück einzig „ihrer Regierung“, der Regierung Adolf Hitlers, verdanken. Aber, wenn sie auch willig sind, nicht alle kommen gleich mit bei der Arbeit. Viele unter ihnen,

waren drei und vier Jahre erwerbslos. Da sie dann schon rein körperlich schwächer als andere, meist unterernährt sind, geschieht es bei allem Eifer, daß dieser oder jener nicht das gleiche Arbeitspensum leistet wie ein anderer, der mehr Glück gehabt hat und sich in einem besseren Ernährungszustand befindet. Es ist verständlich, daß gerade die Schwächeren auch besonders empfindlich sind: sie wollen ihr Bestes hergeben; denn sie fühlen selbst, daß sie noch nicht ganz mitkommen, und das macht sie nervös und reizbar. Einmal wird im Handschacht jemand von seinem Meister ein Saupelz gescholten. Der Mann wird furchtbar aufgeregt, schimpft sich mit seinem Schachtmeister herum, die Kameraden ergreifen restlos seine Partei. Zum Obmann. Der soll die Sache regeln. Nein, mit ihm sind sie auch nicht ganz einverstanden. Warum geht er mit dem Meister ein Stück weg vom Schacht? Alle wollen hören, was die beiden miteinander reden. So weiß man doch von vornherein, daß die Sache ausgehen wird wie das Hornberger Schießen. Und so kommt es auch.

Nein, der Obmann — das ist nicht mehr der richtige Weg. Alle scheinen dieses Gefühl zu haben. Es gab Mißhelligkeiten, kleinen Ärger, hier und dort, im Grunde eigentlich nichts Wesentliches, nichts Konkretes. Was soll man da nun machen? Die Leute gehen zu ihren Stürmen und tragen die Sache vor. Sie wissen, daß sie hier verstanden werden.

Und sie finden auch Verständnis. Groß ist das Hallo, als einige Tage darauf mehrere Sturmbannführer auf der Baustelle erscheinen. Es gibt strahlende, freudige Gesichter. Ja, das haben sie gewußt, auf ihre Führer ist Verlaß. Der Betriebsführer muß herankommen, und nun gibt es große Verhöre. Aber auch diese Sache verläuft schließlich im Sande. Es ist ja nichts Konkretes, nichts, was man greifen könnte. Man verhandelt, kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Die Sturmbannführer wollen sachlich vermitteln, wollen ein objektives Bild, sie stellen Ankläger und Angeklagte gegenüber. Und nun versagen die Leute. Sie wissen nichts vorzubringen. Und der Sturmbannführer hat recht, wenn er sie zum Schluß obendrein anpfeift. „Zu uns kommt ihr gerannt und wollt, daß wir für euch eintreten. Und hier, wo wir euch einander gegenüberstellen, da bekommt ihr den Mund nicht auf. Schlappe Kerle seid ihr! Wenn ihr etwas behauptet, dann habt ihr auch dafür einzustehen.“ Sie lächeln verlegen, stehen stumm und betroffen da.

Man geht auseinander in der Hoffnung und mit dem Gefühl, daß diese Auseinandersetzungen dennoch dazu beitragen werden, die Atmosphäre zu reinigen. Jeder weiß, daß er arbeiten soll und muß. Alle sind ja froh, endlich wieder Arbeit zu haben. Und es wird ihnen auch zugesagt, daß auf die Schwächeren Rücksicht genommen werden soll. Was noch weiter? Ja, eigentlich wohl nichts. Nun muß es gehen! Morgen wird man mit frischem Mut die Schippen schwingen. Dem Schwächeren helfen! Diesen Zug an den Leuten, den man als wahrhaft kameradschaftlich bezeichnen muß, hatte ich mehr als einmal Gelegenheit zu beobachten. Leider konnte ich manchmal, es sei nicht verhehlt, auch das Gegenteil feststellen. Nun, daß noch nicht alle Leute, die in der SA. sind, zu einem echten Kameradschaftsgeist erzogen werden konnten, das beweist nichts gegen die SA., es spricht nur gegen einzelne Leute. Jedenfalls wird jeder Außenstehende, der nur kurze Zeit hier mitarbeitet, sehr rasch feststellen müssen, daß in der großen Arbeitsschlacht, die die Regierung schlägt, sich auch der SA.-Mann als Arbeitsmann restlos bewährt. Es sind meist jüngere Leute, Leute, die den Krieg nicht mehr mitgemacht haben, aber sie stehen genau so treu und fest zueinander, wie wir Älteren es in dem großen Völkerringen taten.

Hart ist des Bauern Arbeit, und dennoch liebt er sie!

Von Wilhelm Felber

Seit der Nationalsozialismus mit der liberalistischen bauernfeindlichen Politik der verflochtenen Epoche energisch Schluß gemacht hat und die Zeit einer wahrhaft völkischen Bauernpolitik angebrochen ist, ist es sozusagen Mode geworden, daß man sich auch dort mit dem bäuerlichen Menschen, mit dem bäuerlichen Schaffen und Wirken befaßt, wo die natürlichen und häufig auch die blutsmäßigen Bindungen zum Bauerntum in keiner Weise mehr vorhanden waren. Der wahrhaft deutsche Mensch wird, auch wenn er nicht mehr schollenverbunden ist, das Bauerntum ganz anders ansehen als jene volksfremden Elemente, die in den vergangenen Jahren bestrebt waren, die im Bauerntum vorhandenen wertvollen Kräfte systematisch zu zerschlagen. Wenn man aber jetzt jene Asphaltpresse sieht, die seit ihrem Bestehen nur gegen Bauerntum und Landwirtschaft gewühlt und geheßt hat, und jetzt dort diese schwärmerischen Schilderungen liest, die des Bauern Arbeit verherrlichen, die von blühender Linde auf dem Dorfbanger, von duftigem Heu auf grüner Aue und ähnlichen Dingen fabeln, so muß nur immer wieder gesagt werden: „Schuster, bleib bei deinem Leisten.“ Schreibt ihr von Börsenspekulationen, von Uraufführungen und Sensationen, aber laßt die Seder vom Bauern; denn davon versteht ihr nichts.



Wenn im feld die Sense rauscht . . .



Mit kräftiger Hand führt der Bauer den Pflug

Bauerntum ist keine Romantik! Bauerntum ist Arbeit, ist schwerste körperliche Anstrengung. Ein Bauerntag hat, wenn es darauf ankommt, keine achttündige Arbeitszeit, sondern verlangt oftmals ein vierzehn- bis sechzehnständiges Werken. Es sieht auf Bildern gut aus, es liest sich wunderschön, wenn die Sense klirrend durch das goldgelbe Korn rauscht oder der Pflug im braunen Acker Furche an Furche stürzt. Wer jedoch die Bauernarbeit kennt, der weiß, was es heißt, in glühender Sonnenhitze in stets gleichmäßigem Takt zu mähen und das Getreide in Schwaden zu legen. Der weiß, was es heißt, an nassen, rauhen Herbsttagen den Pflug beim Ackern, beim Schollenbrechen zu halten. Nein, romantisch ist das Bauerntum nicht und will es auch nicht sein. Der Bauer will genommen werden, wie er ist, mit seinen Licht- und Schattenseiten, in seiner bodenverwurzelten knorrigen Art, ohne falsche romantische Schwärmereien. Er will als das gelten, was er ist: als Hüter

und Betreuer des deutschen Bodens, als vollwertiger Arbeiter für sein Volk, dem er Brot schaffen, das er bekleiden soll. Der Bauer hängt an seiner Arbeit, er weiß, daß sie schwer ist, und doch liebt er sie. Für ihn ist sie nicht Mittel zum Zweck, zum Lebensunterhalt, zum Geldverdienen, für ihn ist sie Selbstzweck, ist Lebensinhalt schlechthin. Seine Arbeit ist sein natürlicher Beruf, den er hat, wie ihn sein Vater und Großvater hatten, die den gleichen Acker pflügten, besäten und abernteten. „Bauer ist, wer in erblicher Verwurzelung seines Geschlechts mit Grund und Boden sein Land bestellt und seine Tätigkeit als eine Aufgabe an seinem Geschlecht und an seinem Volke betrachtet“ (Darré). Hart ist die Bauernarbeit und doch schön. Die enge Verbundenheit mit der Muttererde, die stete Nähe der Natur, das Verweilen in Wind und Wetter, in Sonne und Regen, es ist schön. Es strafft die Brust, stark werden die Säuste und sehnt die Arme. Und schön ist die Arbeit des Bauern, auch deshalb, weil sie die Voraussetzung schafft für das völkische Leben unserer Nation, die Nahrungsfreiheit, die Ernährung des Volkes aus eigener Scholle.

Das Dritte Reich Adolf Hitlers hat erkannt, daß in einem gesundem Bauerntum die Grundfesten unseres völkischen Lebens liegen. Dieser Gedanke muß allen Volksgenossen nahe gebracht werden. Das Bauerntum in seiner geschichtlichen Entwicklung, seinem Brauchtum und seiner Arbeit zu zeigen, dienen die vom Reichsnährstand veranstalteten Bauernschauen, wie die „Schlesische Bauernwoche 1934“, die vom 10. bis 13. Mai in Breslau stattfindet. Ihr Leitspruch ist das Wort des Führers: „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird vergehen wie die Reiche der Hohenstaufen und der Hohenzollern.“



Auch die Pferde haben harte Arbeit

Die Wandbilder in der Gauführerschule Bischofswitz von Wilhelm Ueberrück

Dr. Wolf Marx

Nordöstlich von Breslau, durch Wald, Wiese und Weidfluß von der Großstadt und ihren Vororten getrennt, liegt das Schloß Bischofswitz. In seinen Räumen werden politische Leiter und Kameraden der NSBO. und anderer Partei-Organisationen aus dem ganzen Untergau Mittelschlesien in die Gedankengänge des Nationalsozialismus eingeführt.

Im ersten Stock des Schlosses befindet sich der freundliche Eßsaal. Ihn mit Bildern auszuschnücken, wurde Wilhelm Ueberrück als Aufgabe gestellt. Und zwar sollte er mehrere Wandbilder schaffen unter dem thematischen Gesichtspunkt, daß sie erhebend und anspornend seien und in engster Beziehung ständen zu dem Lebenskreis und der Gedankensphäre derer, für die der Raum bestimmt ist.

Sür Ueberrück, der selbst zutiefst von dem Geiste beseelt ist, der diese Schule lenkt, war es nicht schwer, das Richtige zu treffen: Nährstand, Wehrstand, Lehrstand sind Inhalt der drei Hauptbilder. Innerhalb der kurzen Frist von sechs Wochen mußte die Arbeit vollendet sein. Da war keine Zeit, besondere Entwürfe und Kartons anzufertigen. Selbstverständlich benutzte der Künstler sein reiches Studienmaterial, zeichnete jedoch sofort mit Kohle auf den tonigen Grund und führte die Gemälde danach in Tempera aus.

Die am meisten geschlossen wirkende Fläche und gleichzeitig die, welche der Eintretende zuerst vor sich sieht, gehört dem Nährstand. Da steht der Bauer, stark, breitbeinig, unerschütterlich fest verwachsen mit seiner Scholle, die sehnigen Arme entblößt. Das Gesicht ist das des Reiters im Museum der bildenden Künste zu Breslau, nordisch, ernst, ziel- und verantwortungsbewußt. Wir kennen Ueberrück als Pferdemaier. Als Meister auf diesem Gebiet hat er sich in Deutschland einen Ruf erworben. Eine Probe seiner Kunst sind die hier abgebildeten „Kämpfenden Hengste“. Im Gegensatz zu dem Staffeleibild, auf dem die Pferde in dramatischer Bewegung gegeben sind, erscheinen die Tiere auf dem Wandbild in monumentaler Ruhe. Schwere rötliche Arbeitspferde sind es, deren Zügel die rechte Faust des Bauern umklammert, unerhört in ihrer Kraft und trefflich gemalt. Hinter der Hauptgruppe steht der Pflug, der eben die tief braunen Erdschollen umgebrochen hat. Winzig klein erscheinen in der Ferne die aufgestellten Hocken eines Getreidefeldes, eben durch ihre Kleinheit Pferde und Bauern zu monumentaler Größe steigend. Ein Regenbogen unterbricht und überstrahlt den noch gewitterschweren, düsteren Himmel und kündigt neues Licht an. So bringt der Nationalsozialismus nach siegreichem Kampf gegen die dunklen Mächte die Möglichkeit für neues Schaffen.

Die waagerechte Grundlinie des Aufbaus ist mehrfach wiederholt in den hintereinander gestaffelten Begrenzungslinien von Stoppelfeld, Erdschollen und Kornfeld. Von den beiden nahe aneinander gerückten Pferdeköpfen steht der rechte genau in der Mittelachse des Bildes. Das Gegengewicht zu diesem ist der etwas weiter von der Mittelachse entfernte Kopf des Bauern und die Kummerspitze des rechten Tieres. Der Pflug pendelt nicht nur die Belastung der rechten Bildhälfte durch



Kämpfende
Hengste

den Bauern aus, sondern nimmt gleichzeitig noch einmal die Hauptrichtungen auf und verbindet die Figuren im Vordergrunde sowohl untereinander als auch mit dem Hintergrund. Pflug, Tiere und Mensch insgesamt werden durch den Regenbogen fest in einen Halbkreis eingespannt. Die ungemein bestimmte Komposition, im Verein mit der straffen Gliederung der Wand durch die seitlichen Türen, veranlaßte den Künstler, die Darstellung nicht unbestimmt auf der Wand zerfließen zu lassen, sondern streng zu rahmen durch zwei kräftige Farbstreifen, welche gleichzeitig die Farben des Bildes zusammenfassen und steigern.

Aus dem Nährstand erwächst der Wehrstand. Gesunde Kraft, wie sie die eben beschriebene Darstellung durchpulst, ist seine Voraussetzung. Von ihrer hohen Aufgabe beseelt stürmen die fünf SA-Reiter beinahe fliegend vor in der Richtung, die ihre parallel zueinander nach vorn gehaltenen Lanzen weisen. Die streng im Profil gegebenen Köpfe sind Typen des nationalsozialistischen Kämpfers, der zielbewußt und unbeirrbar vorwärts drängt.



Wehrstand



Frühstand

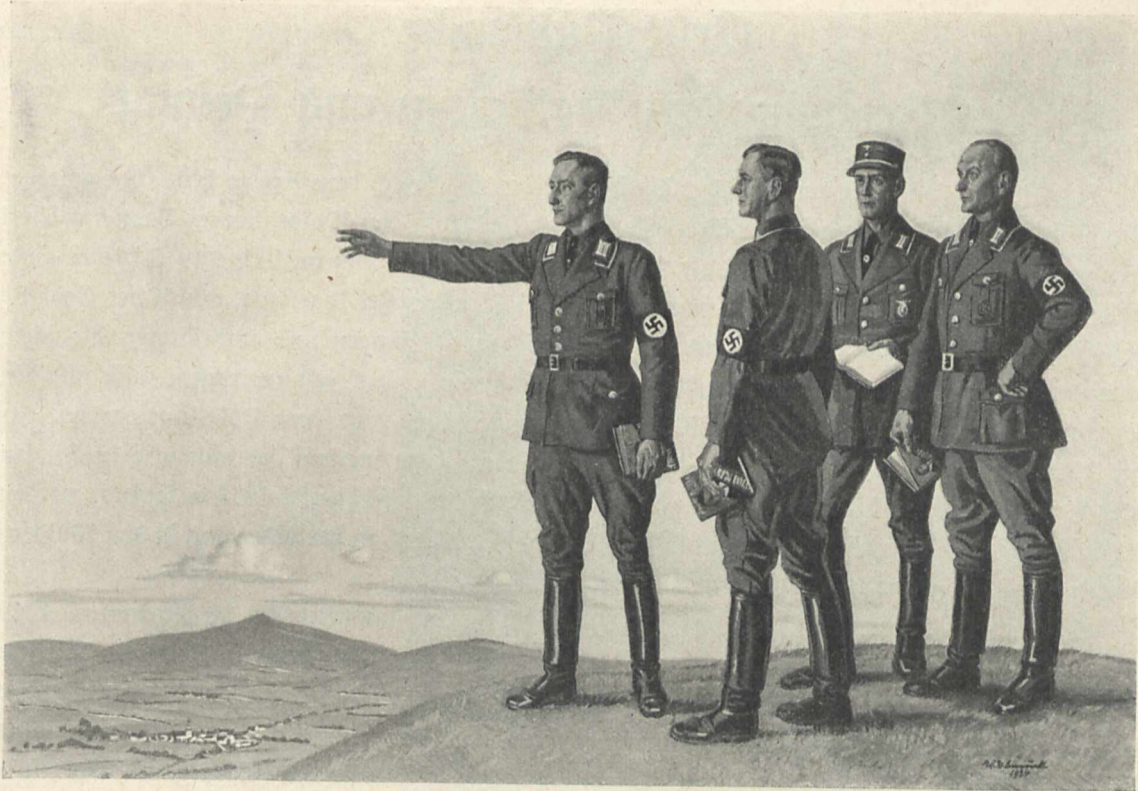
Um die dahinjagende Gruppe auf der Fläche festzuhalten, richtet Ueberrück den dritten Reiter, dem er zugleich den farbigen Hauptakzent gibt, steil auf als Vertikale im Gegensatz zur Horizontalen und macht dies augenfällig in dem emporgeredten Arm des Schimmelreiters und dem fliegenden Mantel des dritten Reiters. Trotz des Hintereinanders von fünf Pferden bleibt der Flächencharakter der Wand gewahrt durch das Auseinanderziehen der Gruppe, das klare Nebeneinander der Köpfe und die farbige Betonung des Schimmelreiters als figurale Vorderschicht.

Ähnlich wirkt auch die Landschaft im dritten Bilde, Lehrstand, wo die Gefahr, die Wandfläche zu tief aufzureißen, groß war, nur als Begleitung zur Gruppe der Amtswalter, ohne an Kraft der Illusion zu verlieren. Im übrigen auch hier wieder ein festes Kompositionsgerüst aus Senk- und Waagerechten.

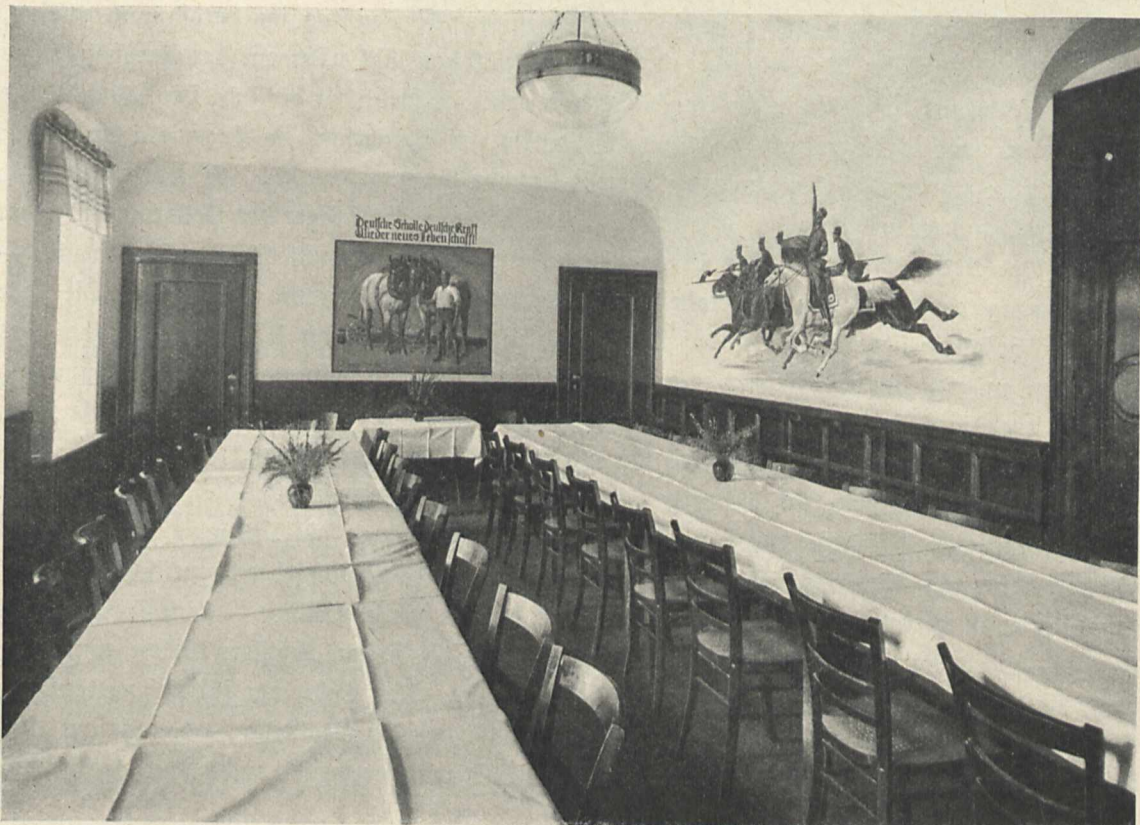
Der vorderste der Männer, von den übrigen gelöst, trägt die Züge des Schulungsleiters Kothé. Er zeigt mit dem rechten Arm auf die zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaft am Zobten, wo schon in der späten Bronzezeit Germanen siedelten. Der Richtung der weisenden Hand folgen mit dem Blick von der Gruppe der drei Lernenden, die durch leichte Überschneidungen fest zusammengehalten ist, ein jugendlicher und ein älterer gereifter Mann, beide mit Zügen von Kurstus-Teilnehmern. Etwas weiter hinten erblicken wir einen Lernenden mit dem vertrauten Gesicht Ueberrückschen Typs. Er ist ein Bruder des Landmannes auf dem ersten Bild und des Reiters im Museum der bildenden Künste zu Breslau. Der Mann schaut über das aufgehaltene Buch — es ist Hitlers Werk „Mein Kampf“, das sie alle in der Hand halten — hinweg in die Ferne. Vielleicht sieht er vor seinem geistigen Auge die Schar derer, an die er austeilten wird, was er hier sammelt, das Rüstzeug zur Ausbreitung der nationalsozialistischen Weltanschauung. Der Künstler hat diese drei Männer so charakterisiert, daß jeder der Braunhemden, die den Saal füllen, empfindet, daß er gemeint ist. Es gibt nichts hineinzugeheimnissen in diese Darstellung, nichts zu deuten. Alles ist ganz klar, ganz einfach und daher volksnahe. Wie sagte doch Dr. Goebbels in seinem Briefe an Furtwängler? „Gut muß die Kunst sein, darüber hinaus aber auch verantwortungsbewußt, gekonnt, volksnahe und kämpferisch.“

Da der Raum verhältnismäßig klein ist und der Betrachter daher nahe an die Bilder herantreten muß, vermied der Maler große, ungegliederte Farbflächen und ging mehr in Einzelheiten, gerade dadurch Klarheit, Vertrautheit und Lebensnähe steigend, ohne der künstlerischen Wirkung zu schaden. Gleich hoher Horizont, gleiche Bildtiefen und harmonisierende Farbgebung auf allen Bildern sichern das Einheitsgefüge der Wandflächen. Den Farbkreis schließen ein Kürassier und ein Grenadier der friderizianischen Armee als Vertreter der Tradition, auf der Schmalwand gegenüber dem Bauern, und Sprüche in brauner Farbe zwischen den Fenstern, den Darstellungen gegenüber. Zu dem Wehrstand: „Seid wachsam, werdet Kämpfer des Lichts!“, zu dem Lehrstand: „Alles für Deutschland, Adolf Hitler die Treue!“

Die Wandmalerei wird vom Nationalsozialismus bewußt wieder ins Dasein gerufen als ein Mittel, deutscher Kunst durch Verbindung mit dem tätigen Leben Heimatrecht zu geben. Im Wandbild wird die Kunst mitten hinein gestellt in die Öffentlichkeit und wirkt in die Öffentlichkeit. Die Gauführerschule Bischwitz, die zur Pflanzstätte nationalsozialistischen Denkens, Sühlens und Wollens zu machen, sich ihr Gründer, der Untergauleiter von Mittelschlesien Huebenett, zu seiner besonderen Aufgabe gesetzt hat, ist dazu der rechte Ort.



Lehrstand



Blick in den Eßsaal der Gauführerschule Bischofshaus

Erste Rüstwoche

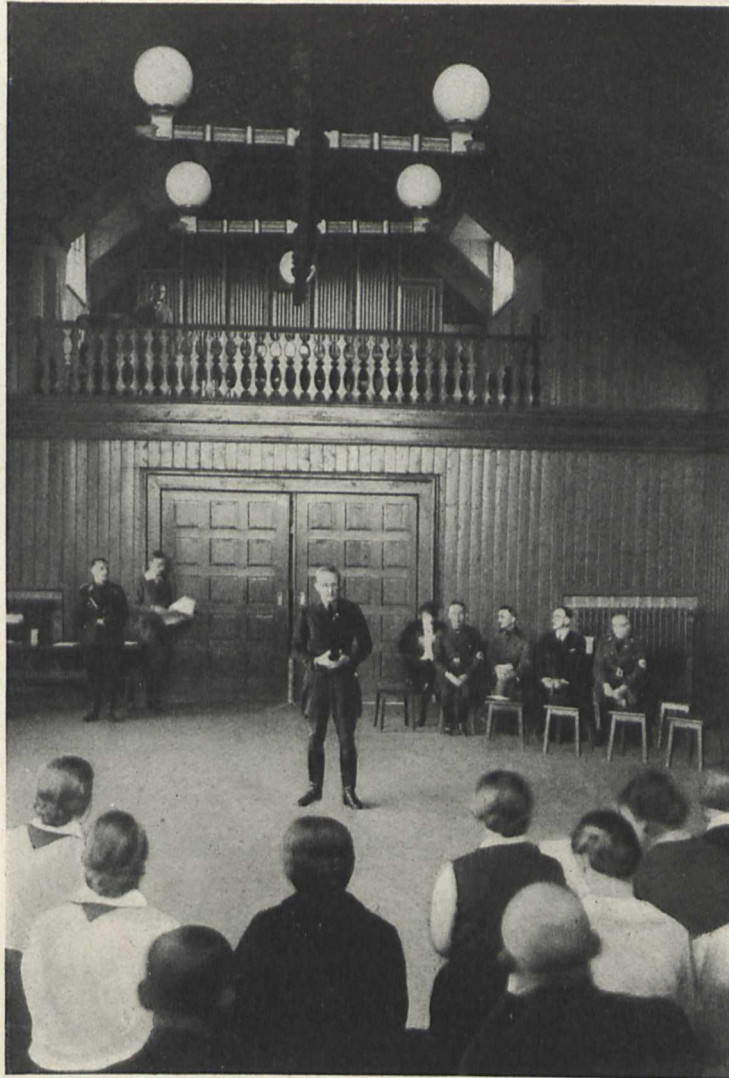
des Reichsbundes Volkstum und Heimat

In Schlesien ist die Arbeit am deutschen Volkstum schon bald nach dem Kriege begonnen worden. Ein Ansaß dazu ist zu sehen in den Bergfesten, die seit 1920 in den Waldenburger Bergen gefeiert wurden. Das Bergfest war gedacht als Jugend- und Volksfest. Als im Jahre 1913 die gesamte schlesische Jugend nach Breslau und dann nach dem Zobten ins Feldlager zog, wurde der Gedanke geboren, es sollte alljährlich einmal eine solche Heerschau alle jungen und auch älteren Menschen zusammenführen, die volkstumsgebunden genug wären, ein solches Fest zu tragen, nicht mit den üblichen Mitteln, sondern, auf jene Mittel bewußt verzichtend, aus dem Volkstum heraus, das der Wandervogel soeben wieder entdeckt hatte und lebendig zu machen sich anschickte in Singen und Tanz, in Spiel und Brauchtum. So sollte das Bergfest im Frühherbst 1914 aufgebaut werden im Stil des Wandervogel-Bundestages Ostern 1914 in Frankfurt an der Oder und in den Waldenburger Bergen einen ersten Vorstoß bringen ins Volk hinein.

Es sollte anders kommen. Der Erntemonat 1914 machte alles zunichte. Erst im Erntemonat 1919 regte sich der alte Plan. Die Gefallenen-Gedenkfeier in der alten Wehrkirche zu Reimswalde, nahe der böhmischen Grenze, ist allen, die da kamen, auch aus größerer Ferne, gut im Gedächtnis. Sie zeigte alle Merkmale der Bergfeste und überhaupt der Volkstumsarbeit, die sich anschloß: sie wollte keine Altertümer und keine Altertümelei; sie wollte Leben und knüpfte den Faden da an, wo er abgerissen war, mit dem Ziel, ihn weiterzuspinnen in eine hoffentlich bessere Zukunft hinein. Das Bergfest, aus äußeren und inneren Gründen am ersten Sonntag im Herbstmonat gefeiert, wurde fester Bestand im Waldenburger Lande. Die Rückschau läßt erkennen: das Bergfest ist aus sich gewachsen, aus dem oben beschriebenen Gedanken und Antrieb; das amtliche Deutschland hatte nichts dafür getan, hatte weder Macht- noch Geldmittel dafür eingesetzt, im Gegenteil: die Macht-haber fühlten sich durch dieses Beginnen bedroht, es war ihnen zu deutsch. Es war ihnen nicht nur fremd, sondern auch feindlich und verhaßt. Das kriegten die Träger der Volkstumsarbeit zu spüren. Das Bergfest ist ohne jeden Pfennig von Kreis, Gemeinden und Staat geblieben und — so kann gesagt werden — hat sich gerade dadurch unverfälscht erhalten und unbestochen. Die Feste auf dem Hainberg über dem Bahnhof Dittersbach und später auf der Wilhelmshöhe über Bad Salzbrunn mußten sich selbst tragen und — trugen sich selbst. Von Jahr zu Jahr war abzumessen, was an lebendigen Volkstumswerten neu dazu erworben war. Die Feste selbst wirkten wie Saat, und die Spannung auf jedes neue Fest hin wirkte wie Regen und Sonne.

Im Rahmen dieser Arbeit trat als erster Sämann der Schauspieler Gottfried Haas-Berkow auf. Einem fränkischen Pfarrergeschlecht Haas entsprossen (Berkow war sein Deckname, als der junge Oberprimaner aus Nürnberg nach Linz entwichen war, um, abseits von jeder Sippenüberlieferung, Schauspieler zu werden!), hatte er schließlich erkannt, daß die deutsche Bühne — auch schon vor dem Kriege — nichts mehr hatte von der „moralischen Anstalt“, die sie nach Schillers Willen sein mußte, wenn sie ein Lebensrecht im deutschen Volke haben wollte. Das Ende war für den enttäuschten Gottfried Haas-Berkow wiederum die Flucht, die Flucht aus der Brotstelle — damals am Kurtheater in Karlsbad — und die Flucht aus dem Beruf. Er war verzweifelt und hatte sich erst über-

Landesführer Graf von Wartenberg
(Scheibitz) eröffnet die Rüstwoche



winden müssen, ehe er die Bretter wieder betrat. Er tat es erst, als er auf altes Volksgut gestoßen war, auf die Spiele der Bauern von Oberufer an der Donau, gegenüber von Preßburg, Spiele, die im Jahreslauf der um ihr Volkstum an der Sprachgrenze ringenden Bauern einen festen Platz gehabt hatten; leider aber war in den letzten Jahrzehnten der alte Brauch eingeschlafen. Gottfried Haaf-Berkow hat das vergessene Volksgut wieder hervorgeholt aus dem Schutt und hat gezeigt, daß das Paradeisspiel und das Christgeburtsspiel von Oberufer in den Wurzeln noch nicht tot war und sogar uns Menschen der Stadt zu paßen wußte, daß wir unseren Städterhochmut nur zu gern drangaben.

Dieser Gottfried Haaf-Berkow kam 1920 nach Bad Salzbrunn und entfesselte eine Völkerwanderung. Das Geld war entwertet. Die Leute hatten nichts. Aber lieber liefen sie zu Fuß und stundenweite Wege, ehe sie dieses Spiel versäumt hätten. Im Jahre darauf wiederholte sich das. Beide Male sind auch andere schlesische Städte besucht worden, mit dem gleichen Erfolg. Der innere Erfolg war



Der Singkreis betätigt sich am liebsten im Freien

mit Händen zu greifen. Wohlgeremt: wo Menschen waren, empfänglichen Gemütes und aufnahmefähig für Volkskunst.

Als zweiter Sämann kam Walthër Hensel aus Prag. Seine ersten Besuche fallen in die Zeit, wo unser Geld keinen Pfifferling mehr galt. Bei uns war nichts zu holen. Aber gerade jene Zeit vom Lenzmond 1923 ist die Zeit der Empfängnis geworden für ein großes Werden.

Der erste Volkslieder-Abend Walthër Hensels in Schlesien fand in Waldenburg statt; andere Städte schlossen sich an. Die erste Singwoche im Reich war im Erntemonat 1923. Jetzt ging es aus der Stadt in die Stille. Die fand sich in der altehrwürdigen Herrnhutersiedlung Gnadenfrei. Die Herrnhuter sind von Alters her eine singende Gemeinde gewesen. Die „böhmischen Brüder“ schon lassen dies erkennen an ihren Liedern, die noch heute lebendig sind. Der Graf Zinzendorf baute den ganzen Gottesdienst auf dem Singen auf. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Kein Wunder, daß die Gedanken Walthër Hensels in solch einer singenden Gemeinde ihre erste Stätte hatten, als sie über die Grenze herüberkamen ins Reich.

Die erste Singwoche im Reich, die von Gnadenfrei im Erntemonat 1923, wurde inmitten schwersten Geldverfalls der Anfang einer Reihe von Singwochen im Reich und bei den Auslandsdeutschen; die Zahl dieser Wochen geht in die Tausende.

Der Name „Singwoche“ ist zu eng. Wer es nicht besser weiß, muß glauben, es handele sich nur um „Singen“. Das Singen wiederum kennt er nur aus öffentlichen Aufführungen und, wenn es hochkommt, aus Stunden, die ein solches öffentliches Auftreten vorbereiten sollen. Das Singen, das früher im deutschen Volke im Schwunge war, ahnte nichts von dieser Enge. Die Singwoche wußte

es besser und führte aus dieser Enge heraus. Das Singen sollte nicht nur mehr dem Auftreten dienen und der Vorarbeit dazu, sondern sollte das ganze Leben wieder durchdringen wie in Zeiten, in denen das Volk noch im Volkstum lebte. Das Singen sollte auch wieder verbunden sein mit dem Atem und mit der ganzen Welt uralter, ewiger Grundgesetze, von denen die armselige „Harmonielehre“ der Abrihteschule nichts mehr wußte. Das Singen endlich sollte erwachsen aus einem wohlgeordneten Leben, das, hinreichend aufgelockert und mürbe, den Wurzeln alles leiblichen und alles seelischen Lebens Luft läßt und Wasser gibt, zu erquicken und zum Aufbau. Das ist das Eigentliche der Volkstumswochen, die man Singwochen nannte, und die ebenso auch Volkstanz, Volkspiel und Brauchtum umfaßten, ohne groß davon zu sprechen.

Es war kein Wunder und lag im Wesen dieser Wochen, daß nur solche Menschen sich herzufanden, die Sinn für deutsches Volkstum hatten. Da die Kosten — im Unterschied von amtlichen Lehrgängen, bei denen zum Teil sogar die Reise vergütet wurde — von den Teilnehmern selbst aufgebracht wurden, gab es eine natürliche Auslese; die sogenannten „Diätenhengste“, die jene Lehrgänge bevölkerten, blieben mangels jeden Anreizes fern. Und so bildete sich aus Opfern und Opfern eine lebendige Gemeinde als Trägerin der Volkstumsarbeit in Schlesien, wohl gemerkt: jener Arbeit, die weniger auf Sammeln und Forschen gerichtet war als darauf, daß Volkstum wieder lebendig werde unter uns, und daß die schöpferischen Kräfte in Volkslied, Volkstanz, Volkspiel und Brauchtum sich wieder wirklich und wirksam mit unserem Leben verbänden und neuen Kräften das Leben gäben.

Die Gnadenfreier Singwochen wirkten. Sie warben auch für Schlesien. Die Gnadenfreier Woche sah 180 Teilnehmer. Und diese kamen nicht nur aus Schlesien, sondern machten weite Wege von Ostpreußen, vom Westen her, die Deutschen aus Österreich und aus der Tschechoslowakei kamen wie immer.

Diese Volkstumsarbeit fand, als sie ins Große gewachsen war, ihre Heimat in Glas im Hof auf der Höhe. Das geistige Geschehen im Volke war in die Weite gegangen. Angeregt und unterstützt von Schlesien her, hatten auch andere Landschaften des Reiches und überhaupt des deutschen Sprachgebietes ihre Singwochen erhalten. Aber hier in Glas auf der Höhe vor der Stadt war dies Geschehen zu Hause, und hier fand die Arbeit am Volkstum ihren Halt und ihre Form.

So ist es kein Zufall, daß nun der neue Reichsbund Volkstum und Heimat (RVH.), den im Auftrag des Führers sein Stellvertreter, Reichsminister Rudolf Heß, ins Leben gerufen hat, diese Arbeit am deutschen Volke zu betreiben, nach Glas gegangen ist, als es galt, die erste „Rüstwoche“ für die Volkstumsarbeit im Reich zu halten.

Diese erste der Rüstwochen für Volkstumsarbeit im Reich, die das Rüstzeug bereitlegen sollen für den neuen Feldzug gegen den seelischen Tod des deutschen Volkes, sah 140 Teilnehmer.

Die Volkstumsarbeit im Reich, die jetzt vom RVH. aufgenommen wird, ist, wie wir sehen, seit nunmehr fünfzehn Jahren in Schlesien zu Hause. Von Schlesien aus ist die Volkstumsarbeit hinausgegangen in andere Landschaften des Reiches und des deutschen Sprachgebietes. Hier ist schließlich die erste der Rüstwochen des RVH. im Reich gewesen.

Wird Schlesien diese Rolle weiter behalten? Wird es weiterhin Anreger und Vorkämpfer sein dürfen? Das ist jetzt die Frage. Sie zu lösen und sie zu erzielen, ist eine Aufgabe, und der wirklich Berufenen wert.

Siedeln und Bauernschaften in Schlesien*)

Von Gustav Erich Goede

Die ländliche Siedlung will neuen Lebensraum für die zahlreichen Jungbauern schaffen, die heute als weichende Erben auf dem unteilbaren Erbhof des Vaters oder Bruders landlos werden und kein Heim zur Gründung einer Familie haben. Daneben soll auch der tüchtige Landarbeiter zum Bauern aufsteigen können, wenn er nach seiner Herkunft und seinen Leistungen dessen würdig ist.

Neue Arbeitsmöglichkeiten werden durch die Siedlung in reichem Maße für Handwerk, Handel und Gewerbe auf dem Lande und vor allem in den kleinen Städten geschaffen.

Durch das bei der Aufteilung anfallende Anliegerland ist es möglich, vielen unserer kleinen Stellenbesitzer durch Zuteilung von Acker und Wiese zu einer vollen Ackerndahrung zu verhelfen, eine Möglichkeit, die gar nicht hoch genug bewertet werden kann.

Mit der Aufteilung größerer Besitzungen sind in vielen Fällen große Meliorationen verbunden, durch die sumpfige Ländereien entwässert werden und Unland urbar gemacht wird. Außerdem müssen neue Brunnen gegraben und Straßen und Wege neu angelegt oder doch erneuert werden. So schafft Siedlung gleichzeitig Arbeitsgelegenheit und Neuland.

Das gesamte Dorfleben und die Ackerkultur können bei dem Ansehen von tüchtigen, leistungsfähigen und landwirtschaftlich erfahrenen Siedlern aus Gegenden mit alter, hoher Kultur, wie es die West-Ostsiedlung mit sich bringt, einen neuen Auftrieb erfahren. Das zeigt sich namentlich in der Viehzucht, in der in manchem Dorf die westfälischen Siedler mit ihrer Milchwirtschaft und Schweinezucht — ebenso wie an anderer Stelle süddeutsche Bauern im Obstbau — Mustergültiges geleistet haben.

Wie entsteht nun eine solche Siedlerstelle? Für die bäuerliche Siedlungsarbeit brauchen wir viererlei:

1. einen Unternehmer oder ein Unternehmen, den sogenannten „Siedlungsträger“, zur Finanzierung und Durchführung der Siedlung,
2. Land, das sich zum Aufteilen und Besiedeln eignet,
3. Geld,
4. geeignete Menschen als Siedler.

Als Siedlungsträger in Schlesien sind an erster Stelle die Schlesiſche und die Oberſchleſiſche Landgeſellſchaft zu nennen. Die Siedlungsgesellschaft kauft ein geeignetes Gut und übernimmt mit dem gesamten Inventar auch die Bewirtschaftung des Gutes bis zur vollendeten Übergabe an die Siedler. Es wird zunächst ein Siedlungsplan ausgearbeitet und vermessen, in dem die neuen Wohnplätze und die jeder Stelle zukommenden Ländereien, ferner Zufahrtswege und neu anzulegende Straßen eingetragen werden. Die Siedlerstellen wurden in Schlesien bisher in der Größe von etwa 20, 30, 40 und 60 Morgen, in Sonderfällen auch größer ausgelegt. Neuerdings wird man schon aus Rücksicht auf das Erbhofgesetz von der Aufteilung in kleine, sogenannte Kuhhalterstellen außer für die meist mittellosen Landarbeiter und für die Handwerker absehen müssen. Denn der künftige Erbhof soll doch nicht nur eine Familie notdürftig ernähren, sondern darüber hinaus einen Überschuß abwerfen, um die nicht erbberechtigten

*) Schluß aus Heft 4 der Schlesiſchen Monatshefte.



Vorbildliche 40-Morgen-Stelle eines schwäbischen Siedlers in Leuthen

Kinder des Bauern angemessen zu erziehen und auszustatten. Der Neubauer soll, wie der deutsche Siedler des 13. Jahrhunderts, in Schlesien ein freier Mann auf eigenem Hofe sein. Als Mindestgröße für Siedlerstellen hat man heute in Schlesien deshalb 30 Morgen angenommen. Aber auch solche Größe bietet nur auf gutem Boden dem Siedler die Gewähr für ein sicheres Fortkommen.

Während bei der Durchführung der Siedlung in Posen=Westpreußen vor dem Kriege die aus dem Westen kommenden Siedler ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude auf dem ihnen zugewiesenen Land nach eigenem Geschmack und auf eigene Kosten erbauten, ist es heute bei der bäuerlichen Siedlung üblich, das Land mit den nötigen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden dem Siedler zu übergeben. Bei der Ausführung der Bauten wirken die Siedler nur in Gruppen als Hilfsarbeiter mit, ohne selbst einen Einfluß auf die Art und Weise des Baues ausüben zu können. So setzen sich die Kosten der einzelnen Siedlerstelle wie folgt zusammen:

- a) aus den Kosten für den **L a n d e r w e r b**, die in Schlesien einschließlich des Wertes des Gutsinventars 200 bis 350 Mark für den Morgen betragen;
- b) aus den **Z u s c h l ä g e n** für die sachlichen und persönlichen Ausgaben des Siedlungsunternehmers bei der Durchführung der Besiedlung, zuzüglich der Leistungen im öffentlichen Interesse der Gemeinde und Kirche;

- c) aus den Baukosten der Gebäude und den Ausgaben für Brunnen oder Wasserleitung, elektrische Leitungen und dergleichen;
- d) aus den Kosten für den Erwerb eines Brennerei-Anteils, falls Brennrecht auf dem Gute vorhanden ist.

Die Baukosten einer Vollbauernstelle von etwa 60 Morgen erreichen bei einem vollständigen Neubau 16—17 000 Mark, bei einem Ein- und Umbau in vorhandene Gebäude ohne Anrechnung des Altwertes der Gebäude etwa 5000 Mark. Bei dem neuerdings von der Oberschlesischen Landgesellschaft in Oppeln eingeführten sogenannten „Kernbautyp“, der zuerst nur den allernotwendigsten Raum schafft und später in einfacher Weise eine Erweiterung der Gebäude zuläßt, betragen die Baukosten etwa 9500 Mark.

So stellte sich der Preis einer fertigen 60-Morgen-Stelle ohne Inventar bisher auf etwa 30 bis 35 000 Mark, in günstigem Fall und bei geringerer Bodengüte auf 20—25 000 Mark. Die Gebäudekosten bei kleineren Stellen sind zwar etwas geringer als bei großen, aber sie belasten dennoch den Morgen Land höher als auf einer großen Stelle. Der Siedler zahlt wenigstens 10 bis 12 % des gesamten Kaufpreises an und entrichtet für das Restkaufgeld eine Tilgungsrente. Setzt man den bisher gültigen Zinsfuß von 4,5% des Restkaufgeldes der Berechnung zugrunde, so erreicht die Rente bei einem Ankaufspreis von 35 000 Mark und einer Anzahlung von 3500 Mark die kaum tragbare Höhe von 23,62 Mark. In Anerkennung der durch die übermäßige Belastung mit Schuldenzinsen hervorgerufenen Notlage der Siedler hat die Reichsregierung die



Siedler in Leuthen

Küchenarbeit im Garten



Siedlung Leuthen

Württembergischer Bauer auf schlesischer Scholle

Siedler für die Zeit vom 1. Juli 1931 bis 31. Dezember 1933 von allen Rentenzahlungen befreit und für 1934 für die Siedler der Ostzone eine Rente von nur 1,25 % festgesetzt. So dankenswert dieses Entgegenkommen ist, so wird sich auf die Dauer doch eine gründliche Nachprüfung des wirklichen Ertragswerts der schlesischen Siedlungen etwa an Hand der gesetzlichen Einheitswerte nicht umgehen lassen. Jedenfalls sollte die Gesamtrente ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Gestehungskosten und deren Verzinsung so bemessen werden, daß der Siedler nicht nur kümmerlich bestehen, sondern im Laufe von 25 bis 30 Jahren seinem Sohn die Siedlerstelle als schuldenfreien Erbhof hinterlassen kann. Sehr zu erwägen wäre es, auf die Zahlung von Zinsen für die aus öffentlichen Mitteln für die Siedlung aufgewandten Gelder grundsätzlich zu verzichten und statt dessen nur die Rückzahlung des eingetragenen Restkaufgeldes in Form einer dreiprozentigen Jahresrente zu verlangen.

Im Mittelpunkt aller Siedlungsarbeit steht der Siedler selbst. Während man früher in erster Linie nach seinen Vermögensverhältnissen fragte, wird heute jeder Bewerber einer eingehenden Prüfung und Beurteilung nach seiner Abstammung, nach erblicher Gesundheit, persönlicher Tüchtigkeit und seiner landwirtschaftlichen Vorbildung, sowie nach Vorleben und Charakter unterzogen. Er muß, wie es auch das deutsche Erbhofgesetz vom 29. September 1933 für den Erbhofbauern fordert, „bauernfähig“ sein und, was von größter Wichtigkeit für sein Sortkommen ist, eine tüchtige, mit der landwirtschaftlichen Arbeit vertraute Frau oder Braut mitbringen.

Die Prüfung erfolgt zunächst durch die Reichsstelle für die Auswahl deutscher Bauernsiedler, die ehemalige Reichsstelle für Siedlerberatung, in Berlin W 9, Leipziger Platz 17, welche auf Grund

der von ihrer örtlichen Vertretung — Landesstelle in Schlesien: Breslau 2, Herbert = Stanežki = Straße 46 — ausgefüllten Fragebogen die Bescheinigung der Bauernfähigkeit ausstellt. Ohne Vermögen kann auch in Schlesien niemand siedeln, denn sowohl die Anzahlung wie die Beschaffung von Inventar wird stets einen Betrag von mehreren tausend Mark erfordern. Eine Ausnahme kann nur für ehemalige Landarbeiter gemacht werden, die durch Aussiedlung ihres Gutes arbeitslos werden. Ihnen wird, wenn sie sonst bauernfähig sind, durch Sonderkredite bei Erwerb einer Kleinbauernstelle nach Möglichkeit geholfen.

Wer die Siedlung nur als eine Nothilfe in arbeitsloser Zeit betrachtet, wer nicht mit ganzem Herzen Bauer sein will und bereit ist, sich mit seiner Ehefrau Tag für Tag der härtesten Arbeit für bescheidenen Lohn zu unterziehen, der bleibe der bäuerlichen Siedlung fern!

Unser Vaterland und auch unser engeres Heimatland ist reich an bestem deutschen Bauernblut. In unsern alten Bauernfamilien, die heute durch das Erbhofrecht mit ihrem Boden wieder fest verbunden sind, wächst ein pflichtbewußtes, edles und arbeitsfreudiges Jungvolk heran, das bereit und willens ist, in zäher Arbeit ein neues Bauerntum im Osten zu schaffen. Die Aufgabe aber, die ihm und den heutigen Leitern der Siedlungsarbeit gestellt ist, ist groß. Nüchtern und sachlich, ohne romantische Schwärmerei, aber mit warmem Herzen und frei von engstirnigem kapitalistischen Denken, mit klarem Blick auf das große Ziel, das den Schöpfern des Siedlungsgedankens vorschwebte, unter denen ich unsern Altreichskanzler Fürst Bismarck und den geistigen Vater des Reichsiedlungsgesetzes Professor Dr. Max Sering an erster Stelle nennen möchte, muß das Werk im neuen Reich vollendet werden.

Der größere Besitz wird in bescheidenerem Umfang als bisher auch in Schlesien stets seine Berechtigung und seine Bedeutung als landwirtschaftlich-technischer Führer des Bauerntums behalten. Die Vorbedingung hierzu ist allerdings die muster-gültige Führung des eigenen Betriebes durch den Besitzer selbst. Auch er soll wieder Bauer, nicht bloßer Nutznießer seines Besitzes sein. Denn das Wort von „Blut und Boden“ gilt auch für ihn.

Das neue Bauerntum in der Siedlung muß bestrebt sein, auch im Ackerbau und in der Viehzucht nicht hinter den alteingesessenen Bauern oder dem größeren Landwirt zurückzustehen. Der Ertrag des deutschen Ackers darf im Interesse unserer Nahrungsfreiheit durch die Siedlung keinen Rückgang erleiden. Wir können beobachten, daß überall da, wo wirklich tüchtige Neubauern ange-setzt sind, wie es z. B. die sogenannten Flüchtlings-siedler aus dem Gebiete der ehemaligen königlichen Ansiedlungskommission von Posen und Westpreußen in ihrer Mehrzahl sind, die Erträge des Ackers bei der Aufteilung eines Gutes in Kleinbetriebe durchaus nicht zurückgehen, die Erzeugnisse der Viehzucht, namentlich der Milch-wirtschaft und der Schweinezucht, sogar regelmäßig eine starke Steigerung erfahren.

Verantwortung und Leitung des Siedlungswerkes in Deutschland sind seit einem Jahr auf das Reichsernährungsministerium übergegangen. Die Vielheit der früher zuständigen amtlichen Stellen ist damit beseitigt, und für die einheitliche Bewirtschaftung der für die bäuerliche Siedlung verfügbaren Reichsmittel ist gesorgt. Die Siedlungsarbeit hat dadurch einen neuen Auftrieb erhalten. Ihre Zukunftsaufgabe wird es sein, nicht ein armes, von Schulden erdrücktes ländliches Proletariat, sondern festeingewurzelte, freie Bauern als Hüter deutscher Scholle und Träger deutscher Zukunft zu schaffen!

Kampfbund für Deutsche Kultur

Kulturaufgaben in der schlesischen Hauptstadt

Das Kulturleben des deutschen Volkes war im alten System fast ausschließlich vom Judentum beherrscht. In schärfstem Kampf hat der auf Anordnung des Führers von Alfred Rosenberg gegründete Kampfbund gegen diese Kräfte angekämpft und um die Seele der deutschen Künstler gerungen.

Der neue Staat hat erst einmal mit den größten Auswüchsen aufgeräumt. Er hat damit einer neuen Kultur die Wege geebnet. Den Weg zu gehen, auf diesem Weg den deutschen Menschen zu führen, das ist unsere große Zukunftsaufgabe. Denn der Vormarsch der Revolutionäre in das Gebiet der Kultur hat eben erst begonnen, und Alfred Rosenberg hat in seiner großen Berliner Rede ausdrücklich betont, daß der Neubau der deutschen Kultur noch vor uns liegt.

Der Kampfbund wird bei dieser großen Aufgabe in vorderster Front mitwirken. Sein Führer Rosenberg bietet die Gewähr dafür, daß es der richtige Weg ist. Er wird in erster Linie Erziehungsaufgabe am deutschen Menschen leisten und durch Veranstaltungen aller Art dem Volke deutsche Kunst vermitteln. Die Ortsgruppe Breslau ist sich bewußt, daß in unserer Heimatstadt noch große Aufgaben vor uns liegen. Es gilt nichts Geringeres, als Breslau, die am weitesten vorgeschobene Großstadt des deutschen Südostens, zum kulturellen Mittelpunkt für das gesamte Deutschtum im Osten auszubauen.

Diese Arbeit wird uns gelingen, wenn alle Kräfte in gemeinsamem Kampf zusammenstehen, um dem neuen deutschen Kulturleben in Breslau zum Durchbruch zu verhelfen. Die weit über Deutschlands Grenzen berühmten kirchlichen und weltlichen Bauten der Vergangenheit, die Kunstdenkmäler und Monumentalbauten der Neuzeit, die geistige Fruchtbarkeit des schlesischen Menschen in allen Zweigen der Kunst verpflichten uns, alles an das Gelingen dieses Zieles zu setzen.

Mit dem Willen und dem Mut des Nationalsozialisten gehen wir an diese Aufgabe, deren Verwirklichung durch folgende Maßnahmen erreicht werden soll:

1. Sammlung aller schaffenden deutschen Künstler und Künstlerinnen.
2. Sammlung aller Kultur fördernden Volksgenossen. Jeder Breslauer Bürger, der mit am kulturellen Aufbau unserer Heimat arbeiten will, wird Mitglied des Kampfbundes.
3. Durchführung großer künstlerischer Veranstaltungen, bei denen nur deutsche Kunst geboten wird.
4. Förderung junger Breslauer und schlesischer Künstler gemeinsam mit der Fördergemeinde der Deutschen Bühne.
5. Schulungsabende für Mitglieder sowie Vortragsabende für die Öffentlichkeit.
6. Pflege des Volkstums und der Volksbräuche gemeinsam mit dem Bund Deutscher Osten.
7. Förderung aller einschlägigen Bestrebungen, sofern sie einer echten deutschen Kultur und der kulturellen Entwicklung Breslaus dienen.

8. Rücksichtsloser Kampf allen, die glauben, auch heute noch die deutsche Kunst und ihre Institute in den Dienst früherer kulturschädigender Mächte stellen zu können.

Der Kampfbund tritt heute an jeden deutschen Volksgenossen heran mit der Aufforderung, in dieser Aufgabe Mitkämpfer zu werden. Er glaubt, daß niemand bei diesem großen Werk, das dem Aufbau der Kultur in unserer Heimatstadt einzig und allein dient, abseits stehen will.

Wir hoffen bestimmt, alle an echter deutscher Kultur interessierten Volksgenossen bald als Mitkämpfer in unseren Reihen zu sehen. Jeder wird sich gern in unsere Reihen eingliedern. Es geht um den Aufbau einer neuen deutschen Kultur in unserer Heimatstadt Breslau!

M—3.

Don der Arbeit des Kampfbundes in Breslau

Am Sonnabend, dem 14. April, fand im Konzerthaus eine große Kundgebung statt, bei der Bürgermeister Schönwälder in fast zweistündiger Rede die in dem oben wiedergegebenen Artikel aufgestellten Forderungen eingehend begründete. Die Veranstaltung, deren Besuch bewies, daß die Breslauer Bevölkerung der kulturellen Entwicklung ihrer Heimatstadt das größte Interesse entgegenbringt, wurde durch Orgelspiel von Kantor Ernst Richter und einige Lieder, gesungen von Heinrich Pf l a n z l (Stadttheater), eindrucksvoll umrahmt. Der Erfolg des Abends äußerte sich in einer großen Anzahl von Neuaufnahmen, für die wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen. H. M.

Kampfbundarbeit in der Provinz

Auf Veranlassung der Landesleitung wurden im Monat April in Gleiwitz, Schmiedeberg, Oppeln, Reichenbach, Bunzlau und Grünberg von den einzelnen Ortsgruppen je ein Lieder- und Tanzabend zur Durchführung gebracht. Den Veranstaltungen kam insofern eine besondere Bedeutung zu, als in den genannten Städten zum erstenmal der „Kampfbund“ in Zusammenarbeit mit dem „Bund Deutscher Osten“ vor die Öffentlichkeit trat. Zum erstenmal war hierbei auch die „Schlesische Gesellschaft für deutsche Kultur“ beteiligt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Austausch künstlerischer Kräfte aus den deutschen Randgebieten das kulturelle Leben in den Grenzländern zu befruchten.

In der richtigen Erkenntnis, daß es zu den Hauptaufgaben des Kampfbundes gehört, den deutschen Arbeiter dem Kulturleben der Nation zuzuführen, wies das Programm zwei Hauptteile auf, die jeder für sich so gestaltet waren, daß jeder Volksgenosse ohne besondere Vorbildung das Erlebnis neuer deutscher Kunst auf sich wirken lassen konnte. Zuerst brachte die jugendliche Breslauer Sängerin Gerda-Ingeborg Glier mit weichem, sympathischem Sopran Lieder von Wolf, Schubert und Strauß zu Gehör. Im zweiten Teil zeigte

die Solotänzerin der Jutta-Klamt-Schule Gertrud Rauh, eine Saarbrückerin, eine Reihe von Tänzen, die sämtlich mit größtem Beifall aufgenommen wurden. Zu Anfang sprach der Geschäftsführer der Landesleitung Worte der Einführung, wobei er auf die Aufgaben und Ziele des Kampfbundes hinwies und Sinn und Wollen der durch die nationale Erhebung zur Entfaltung gelangten neuen deutschen Kunst darlegte. Durch engste Zusammenarbeit mit den örtlichen Parteiorganisationen einschließlich des Arbeitsdienstes war fast überall eine erfreuliche Anzahl von Werttätigen erschienen, so daß in allen Städten der „Lieder- und Tanzabend“ zu einem großen Erfolg wurde. Der Beifall des Publikums und die einmütige Zustimmung der Presse haben bewiesen, daß der „Kampfbund“ mit dieser Art von Veranstaltungen auf dem rechten Wege ist, das Verständnis für die Kunst in jenen Kreisen

zu erwecken, die bislang aller künstlerischen Betätigung uninteressiert, ja mißtrauisch gegenüber gestanden haben. h. O.

Schlesische Kulturwoche

Vom 1. bis 3. Juni ist in Breslau eine große Kulturwoche des „Kampfbundes“ geplant, bei der unter anderen folgende Einzelveranstaltungen vorgesehen sind: Begrüßungsabend in der Aula Leopoldina mit Musik auf alten Instrumenten. — Konzert schlesischer Komponisten mit Werken von Weß, Buchal und Strede. — Große Kundgebung, für die Alfred Rosenberg als Redner gewonnen werden soll. Die Vorbereitungen sind in vollem Gang und werden hoffentlich zu dem beabsichtigten Erfolge führen, daß nämlich ein Schritt weiter getan wird, Schlesiens Hauptstadt würdig an die Seite der großen Kunststädte zu stellen. M.

Der schlesische Rundfunk

Achtung! Hier spricht der schlesische Rundfunk!

Der Rundfunk ist der jüngere Bruder der Presse. Anders ausgedrückt: Gesprochenes Wort, lebendige Sprache steht jugendfrisch neben dem Geschriebenen. Beide können produktiv zusammenarbeiten, beide sollen einander ergänzen.

Aus diesem Grunde ist es außerordentlich zu begrüßen, daß die „Schlesischen Monatshefte“ von nun an ihrem schlesischen Heimatfender einen wichtigen Platz an wesentlicher Stelle einräumen.

Was in diesen Heften geschrieben steht, dient der Kulturpropaganda des Deutschtums im südöstlichen Raume. Was der schlesische Rundfunk sendet, ist Stimme der Nation, vornehmlich im Südosten Europas. Beide gehen also auf das gleiche Ziel los, jeder in seiner Art und mit seiner Methode.

Was von uns an dieser Stelle über den schlesischen Rundfunk gesagt wird, dient dazu, die Leser der Schlesischen Monatshefte mit dem Wesen und den Gesetzmäßigkeiten des Phänomens „Rundfunk“ bekanntzumachen, bei ihnen für die Idee „Rundfunk“ zu werben und die geistige Arbeit dieses Blattes wirksam zu unterstützen.

Da Kenner und Einsichtige — nicht nur aus unserer engeren Heimat, sondern vor allem Männer im Reich und von jenseits der deutschen Grenze — die neue Arbeit des nationalsozialistischen Rundfunks in Schlefien schlagwortartig mit praktischem Sozialismus bezeichnet und den Reichsfender Breslau als den sozialistischsten Sender Deutschlands gefennzeichnen haben, muß man zunächst zu dieser Tatsache Stellung nehmen und die Begriffe klären.

*

Der Arbeiter im schlesischen Rundfunk

„Wir wollen das Deutschland des Arbeitertums. Wir wollen ein Deutschland, in dem Arbeit und Leistung die höchsten sittlichen Wertmesser sind. Deshalb sind wir

heute eine Arbeiterpartei im besten Sinne des Wortes. haben wir einmal den Staat erobert, dann wird Deutschland ein Staat der Arbeit, ein Arbeiterstaat sein!“

Diese Worte schrieb Dr. Joseph Goebbels im Jahre 1926. Heute untersteht ihm der neue deutsche Rundfunk als das wichtigste und stärkste Propaganda-Instrument der deutschen Nation. Die Sender haben die große Aufgabe, an der Schaffung jenes „Arbeiterstaates“ wesentlich mitzuarbeiten, an dem Aufbau des neuen Reiches, das den bürgerlichen und den proletarischen Klassenstaat zugleich überwunden hat. Mit dem Worte „Arbeiter“ bezeichnen wir die Gemeinschaft aller schaffenden Kräfte, die nun nicht mehr auseinanderstrebende, sich in sich bekämpfende Gruppen sind, sondern in einer lebendigen Volksgemeinschaft zusammenfließen.

Diese Entwicklung muß der Rundfunk mit allen Mitteln fördern. Sein Programm muß, ohne daß es dabei an Wert, an Niveau verliert, dem deutschen Arbeiter vollkommen verständlich sein. Doch dürfen wir uns nicht damit begnügen, im Arbeiter immer nur den Empfangenden, den Hörer zu sehen oder günstigstenfalls Sendungen zu bringen, die ihn, gewissermaßen als Material, zum Gegenstand der Darstellung machen, sondern wir müssen den Mut aufbringen, ihn selbst als Gestalter vor das Mikrophon zu stellen. Wir werden dann die Entdeckung machen, daß der Arbeiter in seinem Ausdruck, in seinem Wort eine sprachschöpferische Kraft haben kann, wie sie nur urwüchsigen, gesunden Menschen eigen ist.

Der Reichsfender Breslau hat seit Mai 1933 Arbeiter-sendungen in diesem Sinne gestaltet. Intendant K r i e g l e r, damals noch junger Sendeleiter und Anfänger, schuf die Sendereihen „Arbeiter! Hör zu!“ und „Bauer! Hör zu!“ Wir wagten es, Sendungen herauszustellen wie „Arbeiterfrauen im Kampf des Alltags“, in denen Frauen aus dem Volk von ihrem Schicksal erzählten. Oder „Von der Kommune zu den Nazis“, in der ehemalige Kommunisten und Kämpfer der Bewegung sich ganz unbefangen unterhielten. Ihre Krönung fanden unsere Bemühungen in zwei großen Arbeiter-sendungen „Volk an der Arbeit“ und „Der Arbeiter und das Reich“, die als Stunden der Nation

über alle deutschen Sender gingen. Beide Veranstaltungen hatten das Ziel, zu zeigen, daß die im Arbeiter lebendige revolutionäre Kraft, die sich früher gegen den Staat zu entladen drohte, heute frei geworden ist für den Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft.

Wir drückten dem Arbeiter kein Manuskript in die Hand, sondern belauschten ihn mit dem Mikrophon und nahmen seine Äußerungen dann — aber auch nur dann — auf, wenn sie ganz echt und ungezwungen waren. Hierzu zwei Beispiele aus unserem Schallplattenarchiv. Drei Steinarbeiter unterhalten sich — der eine ist alter SA-Mann, einer war 1933 im Konzentrationslager:

Alter SA-Mann: „Ich hoa ane Sommelliste ausgeläht. Do hon viele andere gebrüllt, iech sull dos ni macha, aber iech hoa mir gesoat als aaler Kämpfer, iech handle im Sinne Adolf Hitlers, iech läh ane Liste aus, nie fer diejeniga, die de sein ais Konzertsloager gefumma oder ais Gefängnis, nee, for die Weiber und Kinder, die se hon zuridegelohn.“

2. Arbeiter: „Doas hon mer dir huch oangerecht, Otto.“

1. Arbeiter: „Du durte ob wurde iech sofort gewohr, daß sämtliche Kollega, asu wie se hinter a Konzentrationslagerbriedern stonda, och hinter mir stonda.“

3. Arbeiter: „Dos konn iech heute no nie vergassa, groade euch aktiva Nationalsozialista. Wu iech heem foam fer Weihnachta ausm Konzentrationslager ai Osnabrüüd, iech foam heem, iech foam raus ai a Betrieb und hier, doß de Nationalsozialista meine Familie unterstijt hon, . . . iech hoa dir de Hand

gegahn, iech hoa mieh bedankt . . . mir wurde ganz anderscher.“

1. Arbeiter: „Unt gleebst du, Paul, mir worn doch immer Erzfeinde zusomma . . . mir ies eijefoalt an Pudel nundergefumma. Mir gukta ins wieda ai de Auga, und olles wos gewaft woar, woar vergassa zwischa ins beeda.“

Und ein Bergmann von der Wenzeslausgrube, die durch den Opfermut der Neuroder Bergleute wieder in Gang gesetzt wurde, sprach folgendermaßen:

„Zweeundaholb Joahr hoat de Grube stillgelähn. Zweeundaholb Joahr hoat mer ins verlacht, verhöhnt, verspottet. Sulche Leute konnte mir ne gebrauchda. Mir brauchta inse ohla Mitarbeiter und injern ahla Stomm Leute. Jeber Tage soh's verheerend aus. Die Dentile und die Leitung im Kesselhaus worn durch die Kälte zerfrun und zersprunga, die Maschinen worn verrußt, verschmutzt und verschimmelt. Dos joag im die Grube verflucht traurig aus. Die dritte Sohle stont uff ieber vierzig Meta unter Wosser, uff der zweita und irschta Sohle Dred, an Brüche. Doo hoan mer a Dred, hon mer mit a Hända rausgenumma, die Jauche hon mer im die Knie gehoat, doo hon ins doch wull monchmoal die Looda zu Barge gestanda.

Die Leute hotta nisch ai a Maga, und trotzdem hon se's geschofft. Und wenn mer ooch heute ausahn wie die Abreißkalender, mir hon's halt doch fertig gebrucht. Doomoals sein mer ausgelacht wurn. Mir hon ins ne wilde macha lonn.

Heute hon mer doch 's Lohn derfier, denn heute fimm mer spredha: woas mer geschoafft hon, dos hon mer aus eegner Kroaft geschofft.“



Hier wird in einem großen schlesischen Werkbetrieb eine Hörspielplatte aufgenommen

Oper und Schauspiel

Oper

Stadttheater

„Parsifal“.

Zu einer wahrhaftigen Begehung des Osterfestes gehört seit Jahren Wagners „Parsifal“. An einem Karfreitagmorgen wurde das Werk entworfen; es entstand in dessen Zauber in der Phantasie des Meisters und bringt die tiefe, menschliche Religiosität des gläubigen, vertrauenden Menschen zum Ausdruck. So kann es keine bessere Stunde für die Erstehung dieses gigantischen Kunstwerks geben als das Osterfest und den Karfreitag. Die Aufführung war dieses Jahr nicht unbedingt neu. Den großen Kosten einer Neuausstattung mußte der gute Wille des Theaters weichen, der dem Werk ein neues Kleid geben wollte. Denn immer noch scheint diese Musik nur für einige zu sein, immer noch kommen nur manche — nicht alle. Immer noch sind da Spannungen zwischen dem Alltag und der Weihstunde. Vielleicht ist es auch eine gewisse Scheu vor der Dimension des Werkes und Erlebens. Hier hat die Kulturpolitik noch schwere und wichtige Aufgaben zu erfüllen. Franz von Höpflins musikalische Leitung trug fast den Charakter einer musikalischen Neueinstudierung. Es ist alles sehr sorgfältig, sehr ausgewogen. Das Bestreben geht auch an dieser Stelle weniger nach Dimension als nach Verinnerlichung. Die Spannungen des Orchesters sind nicht jene ungeheuren, wie sie in Bayreuther Tradition ruhen, und wie sie beispielsweise der unvergessene Mund auch bei den alljährlichen Wagnerfestspielen des Prinzregententheaters in München schuf. An ihre Stelle tritt hier eine fast einfachere, schlichtere Linie. Die feierliche Breite erscheint wie gerafft.

Der Parsifal Ventur Singers ist die alte, große Leistung. Die anfangs frappant siegfriedhaft aufgefaßte Figur verdichtet sich immer mehr zu tragischer Größe. Die Stimme hält unermüdet die ganze riesige Partie bis zum Ende durch und steigert sich am Schluß fast noch wie zu neuer Kraft. Richard Groß in der Figur des leidenden, durch eigene Schuld gestraften Amfortas hat Momente erschütternder Tiefe und Zerrissenheit. Erstauulich immer wieder die Fähigkeit der ungeheuren Plastik und charakteristischen Umrißheit. Der Gurnemann Wilhelm Hillers ist stark und passend; lebendig vor allem durch eine ungekünstelte, menschliche Bewegung. Anny Glogner als Kundry in ihren flackernden, getriebenen und dann wieder wie aufblühenden Tönungen interessant und überzeugend; gut in der Schlichtheit der Bewegung auch im letzten Akt. Herrlich studiert sind wieder die Chöre (Jutus Deblat), von passender Wucht bis zu ätherischem Verhauchern — wundervoll. Die Zaubermädchen genau in Wagners Sinne in ihrem weichen, schwellenden, unakzentuierten Gehen.

Eine Aufführung von mitreißender Tiefe und einer Klarheit und Schönheit der Formen, die als Gesamteindruck zusammen mit der Liebe und Hingabe der Gestaltenden stark und nachhaltig wirkt.

Neueinstudierung: „Die toten Augen“.

Der Vorwurf an sich steht in seiner fast rein geistigen Art der Musik so fern wie alle Philosophie. Was Musik und was Oper ist, das ist der antike Rahmen, das ist

die Auflösung des philosophischen Kerns in eine menschliche Fabel. Manche Sinnenprunghaftigkeit, das den Schwerpunkt der Handlung verschiebende Vorspiel, welches mit dem eigentlichen Thema gar nichts zu schaffen hat, im Symbol nur ein einzelnes Stück des Wertes trifft (nämlich die Worte der Maria Magdalena), wie manches andere Symbolhafte schaffen aus einer rein geistigen Formel den Körper für Bühne und Musik. Sie bilden ein im Menschlichen ebenso sauberes wie im Technischen theaterwirksames Werk, in dem die Vorgänge im Fluß der Handlung, die starken bühnenmäßigen Effekte doch immer organisch eingeordnet, aufgebaut, entwickelt und gleichsam als Entladungen nicht zum Selbstzweck, sondern als geschehende Notwendigkeiten in dramatisch stetig ansteigender Linie stehen.

Die Musik mit ihrer typisch d'Albert'schen Sprache, Gestik und Phrasierung ist impulsiv empfunden, mit musikalischem Gefühl teils schwungvoll auftrauschend, teils reizvoll zitiert — immer aber mit Liebe und Ehrlichkeit gestaltet. Dramatische Spannungen und Entladungen (wie das Sehendwerden Myrtoles) stehen neben lieblichen, leicht schmerzlich sentimentalischen Stellen (Lied von Amor und Psyche). Wird in den ersteren gelegentlich die Tieflandsprache verwendet, die auch in manchen anderen Teilen in ihrer flüchtig angelegten und instrumental-melodischen Linie anlingt, so gibt es in den letzteren eine wie verwehende Erinnerung an Puccini. Doch immer strömt das aus eigener Formung, ist trotz Eklektizismus Schöpfertum, ist im Musikalischen ganz eigen, ganz d'Albert, blühen die Lyrismen impulsiv und doch fast herb in ihrer wie abgewendeten Süße. Und die große Sehnsucht, genau so wie in der Tieflandmusik, ist warm und stark und lebendig.

Dr. Siegmund Straups Regie gibt dem Ganzen eine Formung starker, persönlicher, durchbluteter Art. Auch szenisch sind die Ausbrüche gut vorbereitet, ist jedes explosive Aufknallen (das manchmal sehr verlost) vermieden. Wunderschön sind die stillen, weltversunkenen, lyrisch blühenden Momente Myrtoles: ganz ruhig, ohne große Gesten in den Raum gestellt. Die Gestik der dramatischen Akzente ist stark, bildhaft, ornamental (wie das beobachtende Volk bei der Sehendwerdung) — und doch lebendig, atmend, aufzudend.

Die musikalische Leitung Ludwig Josef Kaufmanns kann naturgemäß noch keine ganz reife sein. Sie ist sogar im Augenblick noch kaum viel mehr als eine, allerdings begabte, Talentprobe. Es bleibt alles ein bißchen kalt, ein wenig temperamentlos, unbeteiligt, konventionell. Der junge Kapellmeister posiert auf das berühmte „Schütteln aus dem Handgelenk“ — aber Herz und innerliche Suggestion lassen sich nicht so ohne weiteres ausschütteln. Die Zeichengebung scheint (vielleicht absichtlich) ein wenig gar zu sparsam, gar zu ruhig, gar zu sittsam — ja ein wenig schülerhaft. Das Technische wurde noch nicht völlig zur Selbstverständlichkeit, der Wertatam stand noch nicht über dem Handwerklichen, das Künstlerische wurde noch nicht frei. Alle Sorgfalt galt außerdem fast ausnahmslos dem Orchester; die Bühne ging ziemlich leer aus, war sich ein wenig selber

überlassen; Einsätze kamen und kamen auch nicht — hier gibts noch viel Arbeit und viel Lernen.

Die Bühne selber war durchwegs überzeugend. Die Myrtole Barbara Reizners ist ausgesprochen großen Formats, und ein neuer Erfolg auf dem Entwicklungsweg der jungen Sängerin. Schauspielerei ist erstaunlich gelöst und echt, meisterte sie das nicht immer Einfache der gesanglichen Partie leicht und mühelos. Die Stimme gewinnt immer mehr an Strahlung, Wärme und Intensität. Selbst die gelegentlich ganz hohen, exponierten und ungestützten Einsätze kommen sicher, selbstverständlich. Ausgezeichnet die Schwelltöne, bemerkenswert die eminente Durcharbeitung der Partie.

Richard Groß als Arcesius stark und erschütternd, eine Figur voll menschlicher Tragik und doch Beglücktheit, packend im Stimmlichen, breit und sicher in der Bewegung. Die Arsinoe Herma Kaltners lieblich und mädchenhaft, ebenfalls eine starke und gekonnte Leistung. Dentur Singer als Galba bühlenwirksam und gut bei Stimme, im Pathos wohlthuend gemildert. Herta Böhlke eine glühende Maria Magdalena, Erich Henjseleit ein erotischer Ktesiphon. Im Dorfspiel Josef Berkmann (Hirt), Theo Lienhard (Schmitter) und Ely Weidlich (Hirtennabe) sorgfältig und wirkungsvoll.

Das Szenenbild Professor Hans Wildermanns mit seinen aufragenden Zypressen, dem blauen, plastischen Jerusalem im Hintergrund und den auf die Stadt zulaufenden, prachtvoll gepackten, klobigen und gedrungenen Mauern ein Schauplatz gestalteter und doch über das Sichtbare hinauswachsender Art.

Erstaufführung: „Der Page des Königs“.

Man nennt Walter W. Goetze eine Hoffnung unter den Operettenkomponisten. Sein grad jetzt in Berlin uraufgeführter „Goldener Pierrot“ soll tatsächlich neue Wege für die Operette zeigen. Wäre es tatsächlich so, man könnte sich nur freuen.

Dieser „Page des Königs“ (Buch: Oskar Selig und J. Rheinberg) ist ein nettes Schäferspiel. Damit ist eigentlich alles gesagt. Denn alles bleibt zierlich, charmant, gewissermaßen hauchdünn, verzichtet auf merkbaren Schwung und offensichtliches Temperament und kämpft deshalb fortwährend ein wenig mit einer sozusagen zaghaften Blässe. Die Handlung ist nett und freundlich, die Szene wieder einmal Rofoto: man kann nicht weinen und nicht lachen. Aber es ist trotzdem sehr hübsch. Eine gewisse Stereotype, fast konventionelle Note ist nicht abzuleugnen. Das Ganze ist ein wenig gar zu offensichtlich konstruiert und ausgeklügelt. Es fließt nicht recht. Und eh es eigentlich erst richtig losging, ist es schon zu Ende. Viel Anklänge an Künneke sind da, ein wenig Milieu der alten Singpieloperetten, wie im ersten Bild die Schusterstube — die gute alte Stimmung der Bastille schaut anregend kokett hier und da über die Schulter — und dann, mon dieu, dann kriegen sie sich halt.

Hans Herbert Pudor gibt wieder ein buntes Inszenierungskunststück mit der Formung dieser Operette. Die charakteristische Note seiner Einstudierungen: organische Bindung aller Teile, ein weiches, geschicktes Ineinandergleiten — ist auch hier wieder zu beobachten. Interessant, wie er die stellenweise etwas lahmen Flächen belebt, mit einer Handbewegung eine Situation einmal auf die Spitze stellt, das andere Mal zu deren

geradem Gegenteil verkehrt. Gut die Raffung des werkmäßig etwas losen Nebeneinander, das leicht Tänzeln und Graziöse. Und wohlthuend wieder die Vermeidung aller knalligen und groben Akzente.

Wolfgang Friebe wird erfreulich stärker und spontaner im Rhythmischen. Das musikalische Bild bekommt dadurch sofort charakteristischere Form. Ausgezeichnet ebenso die Herausarbeitung der begleitungs-technisch so wichtigen rhythmischen Zwischentöne. Alles andere, das Ausschwingen, der Wechsel der Register, die klangliche Ausgewogenheit und das instrumental richtig abgetönte Bild, bemerkenswert sauber und gekonnt.

Ellen Pfigner ist in ihrer Doppelrolle, einmal als Margot, das andere Mal als deren befohrter Bruder René, vielseitig im Gegenüber mädchenhafter Weichheit und jugendhafter Schnoddrigkeit. Gesanglich sorgfältig und stimmlich tragend. Anny Kunze als Josephine endlich einmal nicht ganz rettungslos ihrem etwas maniertem exzentrischen Temperament verfallen, woraus sich bei ihr ganz ungewohnte, reizende und hübsche, ja, sogar sanfte Wendungen ergeben. Hans Herbert Pudor als Polidor liebenswürdig, sanft vertrottelt und köstlich lustig wie immer. Hans Schrödl in den Allüren erfreulich untenorhaft, spielt und singt den Armand mit Schwung und Temperament, ja, mit Grandezza. Karl Rudow ist ein seelisch total geschwärzter, intriganter, bitterböser, heimtückischer Polizeipräsident. Manfred Schäffer in seinen leider nur kurzen Episoden als Polizeibeamter scharf gliedrig in Maske und amüsant verblödet im Spiel; ohne doch, was man immer wieder sagen muß, possenhafte und reißerische Wirtin. Paul Schmidtmann maßlos blasiert als Talleyrand. Man weiß bei dieser Figur werkmäßig nicht recht, ob sie nun karikiert oder nur als dekorative Attrappe gemeint ist. In der Wirkung ist sie als Karikatur verunglückt, als Attrappe überflüssig. Es sei hier wie es mag: eine kleine Geschmacklosigkeit ist merkbar und eine Umbenennung der Figur wäre ratsam. Man kann Köpfe wie diesen als einen der suchbarsten der späteren französischen Revolution karikieren — aber ihn als Pappfigur hinstellen, ist Unsinn. Hildegard Stanna als Gräfin Mirepois dekorativ. Willi Buhlmann ein eifriger Schuster Mathieu. In kleineren Rollen Erich Henjseleit, Albert Wiesemann und Hans Bracht. Eine Type: Kurt Bondi als Gerichtsdiener.

Die Bühnenbilder Richard Eisolds sind teils sehr süß, teils pomphaft ausladend, werkmäßig wirkungsvoll, plastisch und effektiv. Die Tänze nach Pudor und Grete Groß könnten hier und da ein ganz klein wenig origineller sein, indem sie nämlich einen einmal gefundenen tänzerischen Einfall nicht durch stete Wiederholungen in seiner Wirkung schwächen. Farbenfreudig und geschickt wieder die Kostüme Paul Simons.

„Barbier von Sevilla“.

Dieses Gastspiel der Stagione d'opera italiana zu hören war ebenso interessant wie anregend. An sich sind derartige Gastspiele ja gewöhnlich immer etwas problematisch. Der für das Ensemble fremde Raum, die fremde Akustik, das, wie in diesem Falle, fremde und nur durch wahrscheinlich kaum mehr als eine Verständigungsprobe vorbereitete Orchester — dies alles bringt Hemmungen, Reibungen, Hindernisse für letzte und endgültige Entfaltungsmöglichkeiten mit sich.

An erster Stelle bei diesem Gastspiel steht die musikalische Leitung Arturo Lucons, dieses eminent musikalische Singerpijengefühl, dieses ausgewogene, filigranhafte, zifelierte und intuitive Musizieren mit unserm Orchester, das diesen Dirigenten und die ganze Eigenart dieses Musizierens doch kaum kennt. Hier übertrug sich wieder einmal die künstlerische Befessenheit eines Dirigenten auf die Musiker. Unser Orchester spielte, daß es eine helle Freude war. Man hörte ein hauchdünnes und doch gesponnenes Piano wie selten und eine Präzision, eine Reinheit, Beweglichkeit, wie man sie immer hören möchte.

Das Gesamtbild der Aufführung war um so erstaunlicher, als das einzelne Stimmenmaterial teilweise nicht un-

bedingt zum allerbesten, vor allem nicht für italienische Verhältnisse gehört.

Gino Lulli als Barbier ist trotz gelegentlicher leichter Übernuanciertheit mit die beste Leistung auf der Bühne. Die Rosine Liana Granis singt eine Koloratur glöckereiner, gewandter und präziser Technik; gelegentliches Forcieren läßt auf Überanstrengung schließen. Aldo Sinnone als Graf Almaviva am schwächsten, weder gefänglich noch darstellerisch befriedigend. Enrico Dannuccini als Doktor Bartolo und damit als erste der als Karikaturen meisterlichen Masken, gewandt und liebenswürdig charakteristisch. Pietro Griggis Bajilo ein Original mit einer machtvollen Stimme.

Schauspiel

Gerhart-Hauptmann-Theater

„Minna von Barnhelm“.

So erlebt also dieses volksbekannteste und volksgeliebteste Opus des Schöpfers der Hamburger Dramaturgie wieder einmal seine Auferstehung. Und es ist eine Auferstehung schöner, vergnüglicher und künnerischer Art. Die Einstudierung Max Krügers gibt eine schöne und vergnügliche Aufführung. Ohne die Charaktere zu verwischen, sind die Figuren nicht in projizierter Schärfe, sondern ausgesponnener gezeichnet, und in dem reizvollen Gegeneinander der ganzen spielfreudigen, so sorgfältig unter dem, auch noch in seinen derben Stellen beschwingten Dialog, handwerklich gezimmerten und deshalb so prägnant und aufeinander abgestimmt wirkenden Struktur plastisch und ausgefeilt erfäßt. Eva Behmer (Minna) eine Leistung fertiger und ausgeglichener Darstellung. Die Franziska Marianne Mewes', ihrer Natur nach ein wenig überpointiert, ganz reizend. Der Tellheim Otto Wögers gut in den verbitterten und starren Momenten. Hans Grathwohl (Just) ein wenig gar zu derb, Heinz Dampfer (Werner) eine gute Leistung. Der Riccaut (Josef Roemer) ist hier zum ersten Mal nicht tarifiziert.

Lobe-Theater

„Am Himmel Europas“.

Die Aufführung der trotz vielem gutem Willen das gestellte Thema kaum bezwingenden Komödie Schwezen-Malinas „Am Himmel Europas“ durch Hans Tügel gab eine bunte Szenenfolge, konnte aber an den etwas ledernen kulturpolitischen Dialogstellen, die vom Zeitungsartikel, nicht vom Theater herkommen, auch nicht viel retten. Die Schauspieler hielten sich an die Atmosphäre einer heutigen neuen Jugend, die in dem Leben und Treiben der Sportschule gut, wenn auch nicht sehr tief gezeichnet ist. Elisabeth Schirmer (Herta) ist loderer geworden, eine etwas deklamatorische Tendenz wird sich noch beheben lassen. Ria Rose (Minna) wieder tarifizistisch. Die besten Leistungen: Franz Michael Alland als menschlich sympathischer Käpten (der mehr aus der Rolle machte, als in ihr steht) und Walter Raupach als schnurriger, goldener, alter Studienrat alias Diogenes. Eugen Baumann ein ekstatischer Hannes, Walter Uttenhöfer, zum erstenmal exponierter heraus-

gestellt, sprachlich durch das Kadebrechen kaum zu beurteilen, schauspielerisch talentiert. Paul Amanda nicht sehr glücklich als Berliner Schnauze. Walter Soetbeer, Karl Eberhard und Paul Gerber Karikaturen. Das Bühnenbild J. H. Brehms war recht originell.

Schliersee Bauerntheater

Zwei Einakter.

Was dieses Bauerntheater schon im „Ehestreit“ bewies: ein ausgefeiltes, bis in die kleinsten Kleinigkeiten nuanciertes, bis in jede Pause, jede Spannung ausgewogenes und in dem Feuer Hunderter von Vorstellungen ausprobiertes Spiel — das zeigt sich erneut und in vielleicht noch stärkerem Maße besonders an diesem kleinen Thomastück: „Die Dachserin“.

Die Aufführung (Regie: Karl Mittermayr) ist wie mit einem Tuschkasten gemalt. Sie atmet, lebt — und man vergißt vor ihr und lauter Sachen alles andere um sich herum. Denn das ist das Schöne bei diesem Theater: was es an Technik und Erfahrung und Außerlichem lernte, das erstickt und das behindert nicht das Ursprüngliche, das Echte, das Herzliche, sondern stützt es, plaziert es wirksam und wirksamer. Und dadurch, daß man nie (wie sonst ab und zu bei solchen Bühnen) das Gefühl der Primitivität hat, wird das Absolute des Bühnenganzes so kompakt und geschlossen und organisch wie beim „Kunsttheater“.

Die dem Thoma vorausgehenden „Hosentnöpf“ von Neal und Ferner sah man schon vergangenen Sommer von der Tegernseer Schultesbühne. Und wenn es auch kein Thoma ist, so ist es doch eine so lustige, zwerchfellererschütternde, herrlich blödelnde Geschichte, daß man seine Freude dran hat.

In der großen Zahl der Spieler wieder der unerwütliche Xaver Terofal, Maria Schwarz (als Josefa), Martin Parzinger und Willi Soellner. Und in dem Thoma als wunderschöne Typen vor allem Lina Lang und Xaver Terofal als verflagtes Bauernpaar, Fannerl Mittermayr-Terofal als Bißgurn, Karl Mittermayr als herrlicher Oberamtsrichter, und Martin Meier als entwaffnender Gerichtsdienner.

Heinz Bierkowski

Rundschau

Schlesische Hochschulen — schlesisches Land

Durch die Verkündigung des Ostseemeisters der Deutschen Studentenschaft hat der Reichsführer der Deutschen Studentenschaft Dr. Stäbel den Blick der ganzen deutschen Jugend auf unsere ostdeutschen Hochschulen gerichtet, die es zu vorbildlichen Stätten nationalpolitischer Erziehung auszubauen gilt. In Zukunft wird jeder deutsche Student ein Semester auf einer ostdeutschen Hochschule (Breslau, Königsberg, Danzig) studieren. Die schlesische Studentenschaft grüßt die Kameraden, die dem Rufe des Reichsführers folgen und nach Schlesien kommen werden, mit einer Sondernummer der schlesischen Hochschulzeitung, die nicht nur über die Studienmöglichkeiten in Breslau aufklärt, sondern welche vor allen Dingen einen guten Einblick in die Schönheit des schlesischen Landes, den Reichtum seiner deutschen Kulturtradition und den Härten eines Jahrhunderts alten Grenzkampfes gibt, die ferner zeigt, daß Schlesien und damit auch seine Hochschulen eine wichtige Aufgabe als Brückenstellung zu den Völkern des Ostens und des Südostens hat.

Es wird weit über die Kreise der Hochschulen, der Studentenschaft und der Akademikerschaft hinaus Anteil finden, was hier über Schlesien und die schlesischen Menschen gesagt ist; besonders was Hermann Stehr und Hans Christoph Kargel der Sondernummer beigezeichnet haben. Besonders ausführlich werden die schlesischen Grenzfragen behandelt. In gleicher Weise wird die ober-schlesische Frage, die Nöte der nieder-

schlesischen Grenzkreise, das Verhältnis Schlesiens zum Südosten Deutschlands und der Fragenkreis des gesamten schlesischen Raumes behandelt. Die Wichtigkeit Breslaus als Hochschulstadt kennzeichnet an der Spitze der Zeitung ein Aufsatz von Bürgermeister Schönwälder (Breslau). Der Reichsführer der Deutschen Studentenschaft hat der Hochschulzeitung das Geleitwort gegeben, in dem er über die Wichtigkeit der schlesischen Hochschulen als Kraftzentren unserer Kultur und über die besondere Bedeutung Schlesiens und unserer Hochschulstadt Breslau als Ausfallstor nach dem Osten und Südosten sich ausläßt.

Daß die schlesischen Hochschullehrer und die schlesische Studentenschaftsleitung ihre landschaftliche Verpflichtung erkannt haben, beweisen die Beiträge von Prof. Dr. Hesse und Dr. Rode (Universität Breslau), von Prof. Dr. Jaenicke (T. H. Breslau), dem Direktor der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen Dr. Häufler und dem Schriftleiter der Hochschulzeitung Hermann Uthlenow.

Mit diesen Angaben ist der Inhalt der reichhaltigen und gut bebilderten Sonderausgabe der schlesischen Hochschulzeitung noch keineswegs erschöpft. Die Sonderausgabe ist im Straßenhandel zu haben oder durch den Verlag, Breslau I, Annengasse 1 zu beziehen. Es ist zu hoffen, daß sie gute Werbearbeit für die schlesischen Hochschulen und damit für Schlesiens besondere politische Aufgabe leisten wird.

Schlesiens Technische Hochschule an der Wende zum neuen Reich

Der „Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Schlesiens Technischen Hochschule zu Breslau (e. V.) für das Geschäftsjahr 1932/33“ gibt wiederum erfreuliche Kunde von den Leistungen der Gesellschaft und der

Entwicklung der Zusammenarbeit mit der einzigen umfassenden Lehr- und Forschungsstätte der Technik im gesamten reichsdeutschen Osten. Neben verschiedenen Berichten aus dem Umkreis der Hochschule über die

Gesamtansicht
der Schlesiens Technischen Hochschule
Breslau und des Bootshauses
von der Oder aus



Entwicklung der herausgebenden Gesellschaft, dem Rectoratsbericht über die Studienjahre 1932/33 usw. und den laufenden wissenschaftlichen Preisaufgaben ist der Hauptteil der Drucklegung akademischer Festreden aus den genannten Jahren gewidmet. Es handelt sich dabei vor allem um die Rede von Prof. Dr.-Ing. D. Tafel bei der Reichsgründungsfeier im Jahre 1933

über „Die wirtschaftliche Bedeutung der wichtigsten Nichteisenmetalle“, sowie die Antrittsrede des zur Zeit amtierenden Rectors Prof. W. Rein über „Grenzen der Baukunst“. In ihrem Gedankenreichtum bei der Umreißung der Begriffe: Ingenieur, Akademiker und Volk stellte die Schrift ein interessantes Dokument akademischen Lebens um die Wende zum Dritten Reich dar.

Schlesische Bauernwoche 1934

Von der Landesbauernschaft Schlesien wird in der Zeit vom 10. bis 13. Mai 1934 auf dem Breslauer Messengelände die erste Schlesiische Bauernwoche veranstaltet. Ihr Rahmen ist weit gespannt. Landesbauernrat und Landesbauernthing treten zusammen, um Vorträge des Reichsbauernführers und Reichsministers Richard Walter Darré und seiner engsten Mitarbeiter zu hören. Ihren Abschluß finden diese Tagungen in einer riesigen Bauernkundgebung in der Jahrhunderthalle. Gleichzeitig wird eine große Bauernschau veranstaltet, die eine bäuerliche Ausstellung, die Zuchtviehausstellung,

den allen Schlesiern bekannten landwirtschaftlichen Maschinenmarkt und eine technische Messe umfaßt. In bewußter Abkehr von der Methode früherer Jahre wird diesmal der Hauptwert auf die bäuerliche Ausstellung gelegt, in der der bäuerliche Mensch in seinem jahrhundertelangen Kampf und seiner alten Kultur in den Vordergrund gerückt wird. Die bäuerliche Wirtschaft wird dabei nicht vernachlässigt. Die erste Schlesiische Bauernwoche muß ein gewaltiges Bekenntnis zu Adolf Hitler und dem Reichsbauernführer R. W. Darré werden.

Bücher

Stahlgrenz an der Ruhr.

Nach dem „Trupp SA“ ist dieses Schlageter-Buch ein neuer Erfolg Waldemars Glasers. Er schenkt uns hier ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart/Berlin/Leipzig, in Leinen 2,50 RM). In packenden Schilderungen, immer aufs neue Spannung erweckend, zieht das dem Dienst am Vaterland geweihte Leben des Helden an uns vorüber, nicht in der Art einer Biographie, sondern in überaus lebendigen, besonders martianischen Einzelszenen aus Schlageters opfermutigem Kampf für Deutschland. Das ist unbestreitbar die Stärke des Glaserschen Buches: daß es von pulsierendem Leben erfüllt ist. Es reißt mit fort, es stellt einen mitten hinein in die Geschehnisse. Dabei sind naturgemäß die Partien des Buches, für die der Verfasser eine eigene Erlebnisgrundlage hatte — sei es aus persönlichem Miterleben oder auch Nacherleben im Kampf der SA gegen Kommunisten und Marxisten — stärker und reicher als diejenigen, die er nur aus mittelbarem Erlebnis schildern konnte, wie etwa die Kriegszeit.

Dem stark vorwärtsdrängenden Tempo ist auch der Stil angepaßt: kurz, klar, prägnant. Er mag durch diese gelegentlich an Telegrammstil gemahnende Form manchem Leser zuerst ungewöhnlich erscheinen. Man ließt sich jedoch schnell ein und erkennt bald die Berechtigung dieser knappen, die Situation jeweils schlaglichtartig erhellenden Schreibart.

Glaser hat es meisterhaft verstanden, die unheilvolle Zeit des Kampfes um und für Deutschland wieder zum Leben zu erwecken, Baltikum, Rhein- und Ruhraufstand, Oberschlesien, Danzig und schließlich der Grenzosenfall ins Ruhrgebiet erstehen vor unserem Auge, und in diesen Geschehnissen erleben wir den Anteil Schlageters am Kampf gegen die Unterdrücker unseres Volkes. So wird dieses Buch der Person des Helden am schönsten gerecht, indem es ihn mitten hinein in die Ereignisse und den Kreis der Kämpfer stellt und ihn nicht zum Ausgangspunkt der Betrachtungen macht, sondern ihn so zeigt, wie Schlageter auch selbst seinen Anteil am Kampf gewertet wissen wollte: als einen, der dem Vaterlande gegenüber seine Pflicht bis zum äußersten erfüllt hat. Das Buch gehört vor allem in die Hand unserer Jugend, als Erinnerung und Mahnruf, dem Vaterlande alles, und sei es das höchste Opfer des eigenen Lebens, zu bringen.

Dr. E. G.

Lic. Dr. Otto Nebe: **Der „christliche“ Bürger.** Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Brosch. 1,10 RM.

Die deutsche Revolution ist nicht beendet. Noch harren Grundfragen der Lösung. Wo steht der äußerlich gleichgeschaltete Bürger? In welchen weltanschaulichen Unterständen berät er einen neuen Vorstoß? Welche Maske wird er wählen, um das Geschehen für sich nutzbar zu machen?

Es darf keinen Zweifel darüber geben, daß die Überwindung des Bürgers als Prototyp des Liberalen zunächst nur eine äußerliche ist. Die endgültige Liquidierung des Liberalismus erfordert, daß wir uns mit seinen letzten Grundlagen auseinandersetzen. Diese Grundlagen sind religiöser Art, oder vielmehr: sie sind eine Verfälschung der reinen Lehre Christi.

Die Freiheit, die der Liberalismus will, ist nicht Willkür, sondern Lebensverwirklichung des Ich, das ja „gut“ ist oder zum mindesten „auf das Gute hin angelegt“. Denn — immer im Sinne des Bürgers, des Liberalen: die „Seele“ des Menschen ist nichts anderes als eine göttliche Möglichkeit.

Gerade diese angenommene Wesenseinheit von Gott und Mensch aber ist die Irrlehre, die Staat und Kirche verdirbt. Gegen diese Illusion des „christlichen“ Bürgers wendet sich Nebe mit aller Schärfe. Denn diese bürgerliche Freiheit ist in jedem Fall eine Negation der christlichen Freiheit, die nicht in der Freiheit des Ich besteht, sondern in der Erkenntnis des Ich als „Geschöpf“. Der Bürger versuchte im Liberalismus die menschlichen Möglichkeiten des Ethischen zu erweisen. Es ist die Aufgabe der Kirche, in Wort und Bekenntnis gegen diese Illusion des „christlichen“ Bürgers zu streiten. Damit ist die „Weltanschauung“ des Bürgers ins Herz getroffen. Mit ihr stürzen all die Gedankengebäude zusammen, die das „bürgerliche“ Zeitalter stützen sollten: der Glaube an die Entwicklung, die Technik, den Fortschritt, die freie Persönlichkeit. Damit fällt auch die letzte Zuflucht, die sich der Bürger heute in der „art-eigenen Religion“ gebaut hat. Denn auch das ist nur ein Rückzug auf das rassistisch verstandene „Ich“ oder „Wir“, ist Vermenschlichung der Religion, ist Verharmlosung der Gesetze Gottes. Erst wenn auch hier die Entscheidung gegen den Bürger gefallen ist, wenn die reine Lehre gesiegt hat, und damit die Entfremdung zwischen Kirche und Volk gefallen ist: erst, dann wird die Gestalt des „Bürgers“ endgültig überwunden sein!